Wander-Studien.

Italien, Griechenland und daheim.

Wander-Studien.

Italien, Griechenland und daheim.

Wander-Studien.

Italien, Griechenland und daheim

von

Robert Waldmüller
(Edouard Duboc.)

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Theodor Thomas.
1861.

Inhalt.

Seite

1. Von Syra nach Athen 3
2. Wanderbilder im Peloponnes 18
3. Ein Gastfreund jenseits des Styx 49
4. Sparta und griechische Sitten 58
5. Die deutsche Kolonie Herakli bei Athen 78
6. Irrsinnige in Griechenland 92
7. Griechische Nächte 107

---

8. Steyrisches Almleben 137
9. Eine Bauernhochzeit in Steyermark 157
10. Ein unberühmtes Genie 180
11. Aus Beethovens spätern Lebensjahren 192

Aus Griechenland.

Von Syra nach Athen.

1.

Der Triester Lloyddampfer hatte uns über Ancona, Brindisi, Corfu, Cephalonia und Zante wohlbehalten nach der Insel Syra gebracht. Hier nahm uns sein kleinerer College, der Mahmudie, auf, und dampfte an einem sonnenhellen Maimorgen, etwa um die achte Stunde, mit uns gen Athen.

Die Wellen sind leise gekräuselt. Bald ist das Land hinter uns verschwunden. Dagegen tauchen eine Menge Inselchen, zum Theil nackte, unbewohnte Felsen aus dem Meere empor; dazwischen, und bei der Klarheit der griechischen Luft oft aus weitester Ferne, grüßen andere, deren Namen nur noch das historische Interesse vor völligem Vergessen schützt. Wir erblicken zur Rechten Andros, das wein- und feigenreiche Tenos, Gyaros, das gebirgige Euböa, ganz nahe Ceos; zur Linken drängt sich unser Curs nahe an die Felseninsel Cythnos (das alte

Thermia) hinan, in deren Küstennähe zahlreiche Delphine ihr Wesen treiben, halb den kurzen, massigen Körper aus dem Wasser nach Beute pfeilschnell umherwerfend und dann wieder verschwindend. Ganz in der Ferne, ein Vorposten des bergreichen Peloponnes, steigt die Insel Hydra, schroff und keck geformt, aus dem Meere. Hydra ist die Geburtsstätte einiger namhaften Kämpfer aus dem letzten Befreiungskriege. Tombazi, Conduriotti, Boudouri, und noch bekannter als diese, der Seeheld Miaulis waren Hydrioten. Die Bedeutung der Insel reicht nicht in das Alterthum zurück. Die ihr bewilligte Ausnahmestellung unter den übrigen griechischen Inseln zur Zeit der Türkenherrschaft gründete ihre Macht. Sie durfte sich selbst regieren und kein Türke hatte das Recht, ihren Boden zu betreten. Nur Seeleute wurden der türkischen Pforte gestellt; ein Tribut in Geld galt als weitere, jährlich erneuerte Unterthanenleistung. Man sagt, daß zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, etwa um's Jahr 1825, die Einwohnerzahl auf 40,000 Seelen geschätzt wurde. Seitdem ist sie durch die dem gesammten Lande wieder gewonnene Selbstständigkeit aus ihrer Sonderstellung herausgetreten und fast um die Hälfte ihrer Bevölkerungssumme gesunken. Ihren Bewohnern wird Ehrlichkeit nachgerühmt; den Weibern und Töchtern folgt der Ruf vorzüglicher Schönheit. Was wir von ihnen zu sehen später Gelegenheit hatten, widersprach diesem Rufe nicht. Ein sehr

kleidsames, flammengelbes Kopftuch von Seide erhöht die malerische Wirkung ihrer Tracht und den Reiz ihrer südlichen Züge.

Unweit Hydra zeigt sich die Insel Calauria, dieser zunächst Poros, berühmt als derjenige Punkt, wo die Gesandten Englands, Frankreichs und Rußlands die Basis des neuen griechischen Staates feststellten. Aber Calauria selbst weckt Erinnerungen mehr classischer Natur; in dem noch an seinen Unterbauten kenntlichen Neptunstempel starb Demosthenes. Nahe zur Rechten begrüßt uns auf nacktem Felsenhügel der Festlandsküste, im scharfen Sonnenlichte blendend weiß, die Ruine des ersten Minervatempels, welcher den heimkehrenden Athener schon in weiter Ferne dem Schutze der blauäugigen Tochter des Donnerers empfahl. Wir zählen noch zehn aufrecht stehende Säulen, drei derselben ohne Architrav. Weit hinaus erkennt das Auge des Seefahrers den altehrwürdigen Bau, und nach diesen Säulen heißt der Punkt in der jetzigen Schiffersprache (allenthalben in diesen Breiten die italienische) Capo Colonna. Lagrona, Bari sind die nächsten Spuren menschlichen Daseins. Die Straße, welche beide Orte verbindet, kaum mehr als ein Saumpfad, war in alter Zeit wegen der Silberminen von Laurium wichtig. Sie sind längst erschöpft, und nur die alten Wagengeleise im felsigen Boden, heißt es, weisen auf ihre ehemalige Bedeutung hin.

Nun zeichnen sich immer deutlicher die bergigen Um-

risse Aegina's zur Linken. Geradeaus, langgestreckt, aber von geringer Höhe und heutzutage unbedeutend, liegt die Insel Salamis, der einst die Aufbringung einer Hülfsflotte von zwölf Schiffen zu dem Zuge gegen Troja nachgerühmt werden durfte.

Den ganzen nördlichen und westlichen Hintergrund füllen malerische Gebirgsmassen Rumeliens und Moreas, einige wenige Spitzen noch durch Schneestreifen ausgezeichnet.

Doch von dieser Fülle großartiger Bilder wendet sich der Blick der Richtung zu, welcher das Schiff folgt. Die attische Ebene öffnet sich; aus der Mitte des weiten Thalgrundes schaut ein ferner Hügel mit noch unkenntlichen Trümmerhaufen herüber: es ist die Akropolis von Athen. Und hier macht sich sofort jener Zauber geltend, von welchem so mancher Besucher dieses denkwürdigen Thalstriches schon hingerissen wurde und dessen eigentlichen Ursachen so oft vergeblich nachgeforscht worden ist.

Es ist wahr, die Berglinien sind feiner, malerisch gewählter, als in irgend einem andern Theile des Landes. Der Hymettus, der Pentelikon, ohne auf Großartigkeit Anspruch machen zu dürfen, begrenzen den Gesichtskreis in erwünschter Deutlichkeit, und sind gerade bescheiden genug, um das Auge immer wieder auf den erinnerungsreichen Mittelpunkt des Gemäldes zurückzuweisen. Und dieser bietet Abwechselung und Mannigfaltigkeit durch die Verschieden-

heit mehrerer unvermittelt aus der Ebene aufsteigender Hügel, an deren jeden sich eine bedeutungsvolle Vergangenheit knüpft.

Aber die malerische Wirkung wird durch andere Gegenden übertroffen, und was uns bei dem ersten Blick auf dieses Bild die Seele gefangen nimmt, ist ein Zauber, welcher weit mehr zu unserem Gemüth als zu unserem Kunstsinne spricht. Die Einfachheit der Erscheinung im Gegensatz zu dem unermeßlichen geistigen Inhalt, den unser Begriff bei dem Gedanken an Athen festhält, und mit dem Erschauen der wirklichen Bühne so reichen Lebens erst in's Gleichgewicht zu bringen trachten muß, diese Einfachheit und dieser Gegensatz sind es, was uns ergreift.

Da ist kein breiter Strom, kein ausgedehnter Häuserkreis, wie die Siebenhügelstadt beides besitzt, keine Kuppelmenge, kein Metropolenanstrich. In der Entfernung etwa einer Stunde vom Meere liegt ein Hügel mit Tempeltrümmern, die Akropolis, rechts davon ein anderer, dessen kleine Kapelle noch nicht einmal erkennbar ist, der Lykabettus, kaum dem Auge deutlich, ein paar minder bedeutende Anhöhen mit dem Museion und dem Denkmale des Philopappus, einige Häuser nur, denn die meisten Straßen liegen jenseits der Akropolis: — dieses Wenige in einer weiten Ebene, deren Mittelgrund der wasserarme Cephissus, umgeben von zahlreichen Oelpflanzungen, durchströmt, —

diese wenigen Ruhepunkte für das suchende Auge sind Athen.

Das Plötzliche pflegt zu imponiren. Eine am Meere aufgethürmte Stadt, wie z. B. Genua, Neapel, tritt uns völlig übersichtlich entgegen und dehnt unsere Aufmerksamkeit über Gebühr nach allen Seiten aus. Zieht eine Stadt sich, weit sichtbar, in die Ebene zurück, so muß sie schon von riesigen Verhältnissen sein, um nicht den landschaftlichen Charakter der Umgebung anzunehmen. Der Anblick Athens, vom Meere aus, hat diese ländliche Beimischung in sehr fühlbarem Grade, und sie ist wohlthuend.

Während wir dem Piräus, unserm Ziele, zusteuern, entladet sich in der Richtung von Corinth, jenseits Salamis, ein schweres Gewitter. Die schon im Westen sinkende Sonne durchbricht nur noch an wenigen Stellen das über dem Isthmus zusammengeballte Gewölk, und der Kampf des Lichts mit den Wolkenschatten gießt die entzückendsten Farben über die attische Halbinsel aus. Fast indigoblau zieht's vom Cithäron nach dem Pentelikon hinüber; um den Hymettus spielen alle Irisfarben, ohne sich zum Regenbogen aufzubauen; dunkelbraun erscheint die Ebene mit ihren versengten Trifften und ihren reifen Saatfeldern. Im Mittelgrunde aber beleuchtet ein glühender Sonnenstrahl die Acropolis und hebt sie, wie in Goldstaub getaucht, weithin schimmernd von dem verdüsterten Hintergrunde ab.

Man darf sich immer Glück wünschen, einen Genuß, wie ihn nur das Füllhorn südlicher Farbenpracht zu bereiten vermag, mit dem ersten Anblick einer Stadt wie Athen zusammenknüpfen zu dürfen. Genügt doch so wenig, um eine große Wirkung in's Gegentheil umschlagen zu lassen, wo die Willkür der Elemente den Vorhang in Händen hält und ihn nach Belieben auf- oder niederrollt.

2.

Wir haben auf der Rhede der Hafenstadt Athens, in der kleinen Bucht von Pyräus, Anker geworfen. Eine Reihe weißer niedriger Häuser mit rothen Ziegeldächern umgibt das Ufer im Halbkreise, die Anfänge einer jungen Handelsstadt, durch welche die Hauptstadt einst überflügelt werden wird. Zahlreiche Bote umkreisen unser Schiff. Ruderer mit rothem Feß, rothem Hüftenshawl und blauen Pluderhosen erklettern die Schiffstreppen, fallen über Koffer und Schachteln der Passagiere her und suchen ihre Dienstfertigkeit in allen Sprachen verständlich zu machen. In wenigen Minuten sind wir am Ufer und in nicht viel längerer Frist wohlbehalten im Verschluß einer zweispännigen Chaise, deren heißblütiger Führer sich, auf dem Bocke stehend und seine kleinen Pferde zum Galopp antreibend,

mit dem Eifer eines Couriers aus dem umgebenden Wagenknäuel in's Freie hinausarbeitet.

Fort geht es auf der staubigen Chaussee, daß die Fenster aus den Fugen zu springen drohen. Die Peitsche braucht er nicht, denn ausgelassener noch als ihr Herr sind die muntern Pferde. Aber selbstverständlich darf kein Wagen uns vorausbleiben. Trotz der gewichtigen Koffer wird von Neuem zum Galopp angetrieben. Wo die Chaussee einen Umweg macht, biegt der Wagen in ein tiefer liegendes Feld ein, und arbeitet sich nach fünf Minuten beflügelter Fahrt wieder an einer andern Stelle auf den Steindamm hinauf, eben vor der Nase des überholten Nebenbuhlers. Aber dieser schont auch weder Zügelruck noch Peitschenschlag. Ein Wettrennen, Kopf neben Kopf, beginnt, wobei der schmale Steindamm bald von diesem, bald von jenem erobert wird; die alten Wagengestelle ächzen und knarren, das Gepäck rollt hin und her, die Passagiere halten sich fest, wo noch ein Halt ist, und keiner von ihnen, soweit es Griechen sind, möchte doch für die größere Wahrscheinlichkeit, mit heilen Knochen nach Athen zu gelangen, die Freude opfern, im Wettrennen Sieger zu bleiben. Dabei ist unser junger Rosselenker ganz Leben. Seine langen nußbraunen Haare fliegen mit der blauen Seidenquaste des rothen Käppchens um die Wette im Winde; es bauschen sich die saubern weißen Hemdenärmel, und die Fustanella (beim Volke der gefäl-

telte untere Theil des Hemdes, welcher über der weißleinenen Kniehose getragen wird) flattert umher wie ein Fahnentuch. Die kurze, goldgestickte Weste von rothem Zeuge, prahlt gegen den schon verblaßten rothen Hüftenshawl, als berühre der allgemeine Wettstreit auch das Gebiet der Farben, und wenn sich der kraft- und freudestrahlende Bursche mit glühenden Wangen und lachenden Augen nach uns umschaut, meinen wir einen Liebling des Pindar aus guter, alter Zeit, im Eifer des Wettstreits um einen olympischen Preis, vor Augen zu haben.

Endlich gibt unser Verfolger das Rennen auf. Wir haben den halben Weg nach Athen zurückgelegt, eine halbe Stunde kaum. Abweichend von der Regel in Griechenland, wird den Pferden schon nach dieser kurzen Frist Rast zum Verschnaufen gegönnt. Zwei Erfrischungshändler haben hier ihre Wohnstatt aufgeschlagen. Wir müssen, ihrer lobenswerthen Industrie zu Gefallen, ein Glas Limonade kosten, das uns ein vierzehnjähriger Schenke an den Wagen bringt. Sein Anblick lohnt den Aufenthalt, denn die Erscheinung hat etwas unsern Klimaten durchaus Fremdes. Des Schenken Wuchs ist der eines mittelgroßen Mannes, er ist voll, fast üppig, aber weder Bart noch Stimme verrathen den Jüngling; er gleicht einem Mädchen von zwanzig Jahren und hat dabei doch die Schüchternheit eines halb so alten Kindes. Solche Naturspiele mögen auf die Idee des Hermaphroditen geführt haben.

Nach kurzem Aufenthalte geht es weiter. An beiden Seiten der staubigen Straße wird auf den Feldern gearbeitet; den reifen Roggen (wir schreiben den 19. Mai) laden Weiber auf bereitstehende Esel, rechts und links Garben, so viel der Esel tragen kann. Die Männer führen die Sichel. An den Gräben entlang stehen Melien (rosablühende Eschen) und Silberpappeln mit dickhäutigem Stamm. Der Wein entsendet seine Resedadüfte und umschlingt Feigen- und Oelbäume, letztere voll gelblicher Blüthen. Fast koklico scheint der Mohn zu glühen, eine Folge des gesättigt blauen Himmels. Passionsblumen klettern über die Steinhügel der Chaussee. Weder Tausendschön, noch Vergißmeinnicht, noch blaue Kornblumen, desto mehr starkduftende Kamillen. Wo der sepiabraune Cephissus unsere Straße kreuzt, kaum noch mit Wasservorrath bis zum Meere versehen, denn in seinem Lauf hat er in künstliche Rinnen rechts und links die besten Kräfte verschwendet, da steht in doppelter Mannshöhe die Rhododaphne der Alten, der üppig wuchernde Oleander, und macht in seiner rothglühenden Pracht das Auge auf weite Strecken für alles andere unempfänglich. Cactus- oder Opuntia-Umzäunungen mit goldgelben Blumen, roth-blühende Granatbäume und feierlich dunkle Cypressen vollenden das farbenprangende Bild. Aber trotz den Regengüssen der letzten Tage zeigen sich überall die sengenden Einflüsse der Sonne Griechenlands, und wir sehen nur noch die Spät-

linge des Blumen- und Pflanzenreichthums, welcher den Frühmonaten eigen ist.

Mehr und mehr belebt sich jetzt die Straße. Neben der bayrisch-blauen Uniform der Soldaten, welche an der Seite des Wegs ihre Wachthäuser haben, prangt das theatralisch bunte Kleid des Palikaren mit Feß und Fustanella, die Unterbeine mit goldgestickten Tuch- oder Leinwandgamaschen bedeckt, die reich verbrämte Jacke mit den geschlitzten Aermeln über die Schulter herabhängend, in der Hand als Spielzeug den Rosenkranz.

Aber schlimmer noch ist drüben die Pluderhose der Inselgriechen, ein blauer oder schwarzer, weiter nach unten zusammengezogene Art Sack, doppelt geschmacklos, weil durch das sorgliche Freihalten der Wade und des strammen Strumpfes der hier weggeschaffte Zeugüberfluß sich unten massenhaft sammelt und nun bei jedem Schritt, ohne Harmonie mit der Bewegung des Gehenden, wie ein halbgefüllter Ballon hin- und herbaumelt. Die Fustanella entbehrt in ihrer Ausartung übrigens auch aller männlichen Einfachheit. In unzähligen Fältchen bauscht sie sich, bei modernen Leuten nicht mehr das Hemd selbst, sondern ein umgebundenes Ersatzstück desselben, wie ein papierner Lampenschirm um die Hüften, und läßt solcher Art den breitschultrigsten Mann nach oben schmal und dürftig, nach unten vom weiblichsten Umfange erscheinen.

Fustanella und Pluderhose, zu Pferd und zu Fuß, sind jetzt die Staffage unseres Bildes. Selten begegnet uns ein anders gekleideter Grieche. Seit der König die Verfassung beschworen und sich zur Fustanella bekehrt hat, setzen die Griechen ihren Stolz in möglichst abentheuerliche Anzüge. Wir sehen eine Menge junger Stutzer aus Athen, die in ihrer erfinderischen Pracht selbst einen Alcibiades in den Schatten gestellt haben würden. Dagegen trägt ein Mitglied des jetzigen Ministeriums, dessen offener Wagen unsere Straße kreuzt, den schwarzen Frack und die schwarzen Beinkleider westeuropäischer Civilisation.

Weniger abweichend von den Regeln der Pariser Mode, als Fustanella und Pluderhose, zeigt sich die Kleidertracht der den höheren Ständen angehörenden Athenienserinnen. Wir erblicken neben den auffallendsten Palikarenkostümen Damen im neuesten Geschmack von Longchamps. Mittelstandfrauen halten sich noch zu dem zierlichen rothen Feß mit blauseidener oder gar goldener, lang herabhängender Quaste; es wird auf der linken Seite des Kopfes getragen und über das rothe Käppchen schlingt sich im Doppelkranze die dicke schwarze oder braune — hoffentlich meist natürliche — Haarflechte. Die nicht völlig schließende hellfarbige und häufig mit Stickereien verzierte Jacke läßt den vom Hemde bedeckten Busen uneingezwängt. Ein langer Rock von farbiger Seide oder anderm kostbarem Stoff vollendet den kleidsamen Anzug.

Doch während dieser unserer Promenaden-Musterung sind wir an die ersten Häuser Athens gelangt. Ihr Ansehen ist ärmlich, denn sie gehören noch dem dorfartigen Zustande Athens an, aus welchem erst die Herverlegung des Regierungssitzes die Trümmerstadt emporgehoben hat. Niedrige Häuser, Wände von Lehm oder rohem Bruchstein, antike Quadern und Fragmente, dem Bedürfniß gemäß, darin vermauert. Kein Pflaster, keine Regel, keine Spur von moderner Verwaltung. Dann fesselt die Ruine einer türkischen Moschee mit ihren stumpfen Kuppeln unsere Aufmerksamkeit; gleich daneben eine byzantinische Kapelle, und wieder neben dieser eine Anzahl planloser Wohnungen, mit Holzaltanen oder vergitterten Gallerien im Geschmack der Harems; auf diesen türkischen Balkons neugierige hervorlugende Weiber und Mädchen, hie und da andere, aus Furcht vor unserm rasselnden Gespann, aus der Mitte der Straße nach den Seiten fliehend.

Aber immer weiter rasselt unser Wagen. Nun wir um die Ecke einer Straße biegen, gewahren wir antike Säulenreste, Theile der Agora, der Stoa des Hadrians, verklebt mit späteren Anbauten. Unter dem Schutze zweier corinthischen Säulenstümpfe hat ein Fruchthändler grüne Mandeln, Limonen, Orangen und Datteln feil. Zur Seite öffnet sich eine schmale, mit Holzdächern halb beschattete Gasse, der Bazar, wo in buntem Gemisch Fleisch, Fische, Gemüse, Pfeifen, Decken, Waffen und allerlei Ge-

räth verkauft werden. Keine Frau ist hier sichtbar, weder kaufend, noch verkaufend. Eng ist's, schmutzig, unbeschreiblich kraus und wirr.

Endlich biegen wir in den modernen Stadttheil ein. Wir thun einen Blick in die aus hohen Gebäuden bestehende Hermesstraße, wir fahren die in's Freie führende Aeolusstraße hinauf, deren hochgelegenes Ende schon stattliche Häuser im Geschmacke Westeuropas enthält, und an welche sich andere, ebenfalls moderne Straßen anschließen. Das Hotel d'Orient öffnet uns seine weiten Räume.

Und hier nun, von unserem Fenster aus, werfen wir, ehe es Nacht wird, einen Blick über die im Entstehen begriffene Residenz dieses wunderbaren Landes, über diese Stadt, halb orientalischen, halb neueuropäischen Characters, über diese Straßen, welche eine in ihrem Bestande so wenig gesicherte Macht entstehen hieß, und die durch ihre leichte Bauart an die mancherlei Zweifel erinnern, welche den politischen Himmel Neugriechenlands umwölken.

Drüben im Piräus liegen, neben den kleinen griechischen Kriegsschiffen, englische und französische Wasserriesen, und gemahnen an das drohend über dem Haupte des Damocles aufgehängte Schwert. Dahinter thürmt sich der von Räuberbanden mühsam erst gesäuberte Peloponnes auf; ein scharfes Auge entdeckt Acrocorinth, unerschüttert über der dem Erdbeben erlegenen Stadt; näher heran

Salamis und Aegina; ganz nahe aber und einen Theil der Meeraussicht verdeckend, die Acropolis Athen's mit dem ragenden Parthenon, um dessen Architrave schon Nachtvögel streichen. Zu seinen Füßen der Felsenhügel des Areopag, wo Orest, den Erinnyen entkommen, der Minerva Areia einen Altar aufrichtete, wo der Apostel Paulus gegen „die Tempel von Menschenhand" predigte. Daneben die Pnyx, von deren Tribüne herab Pericles, Themistocles, Aristides, Solon, Demosthenes zu dem versammelten Volke redeten. Und endlich im Olivenhain drüben der Platz, wo Plato im Platanenschatten lustwandelte und lehrte, und neben dieser Geburtsstätte aller Akademien der Hügel des Kolonus, wo Oedipus die Seele müde aushauchte.

Wanderbilder aus dem Peloponnes.

1. Kalabryta.

Wer Griechenland's Inneres bereist, muß sich einer im übrigen Europa nicht mehr ganz gebräuchlichen Methode unterwerfen. Betten, Zelte, Lebensmittel reisen mit ihm auf den Rücken unermüdlicher Maulthiere, von einem Ende des Landes bis zum andern; Decken, Stühle, Kochgeschirr sieht er täglich in wirrem Durcheinander am Boden liegen, so oft er seinen Fuß aus dem Steigbügel hebt, oder wieder mit Stricken und Lederriemen auf die Holzsättel der Lastthiere schnüren muß, so oft er sich zum Aufbruch anschickt. Zwei Reisende, welche auf den Luxus einer Hauptstadt ohne Ueberwindung Monate lang zu verzichten bereit sind, machen immer noch eine Ausrüstung nöthig, an welcher drei Maulthiere zu tragen haben. Ihren beiden Pferden gesellt sich ferner dasjenige des Führers, dem die

Leitung der ganzen Unternehmung obliegt, und diese drei Pferde erfordern wiederum die Begleitung eines Pferdeknechts, welcher die Zahl der Vierfüßler um einen weitern Vierhuf vermehrt. Zählen wir noch den unvermeidlichen Maulthiertreiber hinzu, so ergibt sich für zwei Reisende eine Caravane von vier Pferden, drei Maulthieren und drei diensttthuenden Begleitern.

Wir wollen aus unserer Rundreise im Peloponnes ein paar abgerissene Tagebuchblätter geben, die vielleicht ein ungefähres Bild von den Leiden und Freuden griechischen Reiselebens entwerfen.

Es ist Sonntag im Mai. Wir sind früh Morgens von Tripotamo fortgeritten, wo sich dem Erymanthus zwei kleinere Gebirgsflüsse zugesellen. Die Trümmer der alten Stadt Psophis haben uns eine gute Strecke Wegs begleitet, große Steinquadern, mächtige Säulentrommeln, Fragmente meist sehr massiger Art. Dann sind wir durch ein Sommerdorf, eine sogenannte Kalyvia gekommen, wohin sich die Eigenthümer der umliegenden Weinpflanzungen von ihren entlegenen Wohnsitzen begeben, so oft der Weinstock ihre Anwesenheit nothwendig macht. Jetzt stehen alle Häuser leer. Sie sind aus Steinen erbaut, ohne Rauchfang. Der Wächter des Dorfes hat sich, des Sonntags wegen, eine Ferienreise erlaubt; ein paar Hühner und die Inwohner zweier plumpen Holzkasten, welche als Bienenkörbe dienen, sind das einzige Lebendige, dem wir in der

Kalyvia begegnen. Ein verfallenes Kloster, ebenfalls mit einer Anzahl verödeter Bienenstöcke, eine verlassene Mühle, über deren Trümmer reichliches Wasser dahin schäumt, liegen nahebei. Ein Mahlgang ist noch halb im Stande, und mit den Bewohnern des Sommerdorfes wird auch wohl allemal der Müller wieder einwandern; auch der Papa oder Priester liest dann in der Klosterkapelle die Messe; er ist Winzer, wie seine Gemeinde aus Winzern besteht, und wenn ihn nicht Trau-, Tauf- oder Begräbniß-gebühren dem Wanderzuge verbündeten, so thäte es schon die Sorge um sein Weingütchen, das er im blauen Talar mit Hacke und Karst bearbeitet.

Die Kalyvia liegt hinter uns. Wir reiten in einem enger werdenden Thale, welches hohe Kalksteinzüge begrenzen. Die Abhänge zu beiden Seiten sind grün von hunderten wilder Birnenbäume. Wo der Boden nur noch kürzeren Wurzeln Nahrung bietet, ist alles mit goldgelbem Ginster überdeckt. Zu unsern Füßen wuchert die bunte griechische Flora in feuchter Ueppigkeit. Düfte von wuchernder Reseda täuschen uns von Zeit zu Zeit in ihrer Aehnlichkeit mit dem Duft der Weinblüthe. Doch seit wir Athen und die Weingärten in der Nähe des Kolonus-Hügels verließen, ist die Vegetation fast um einen Monat jünger geworden und die Knospen der Rebe sind hier noch geschlossen. Als Seltenheit fällt uns ein Mandelbaum auf, nicht weit davon ein Kirschbaum, beider Früchte sind noch ungenießbar;

auch ein paar Nußbäume und ächte Kastanien unterbrechen die Regel, welche in dieser Höhe und bei der mangelnden Baumcultur außer dem Waldholze nur wilde Birn- und Oelbäume und üppig große Platanen zu bieten schien, die letzteren, unsern Weiden ähnlich, in unmittelbarer Nähe des Wassers.

Zur Rechten liegt, lang hingestreckt, ein zweites Kloster. Es beherrscht durch seine hohe Lage einen Theil des Thalzuges, und was von seinen Fenstern aus sichtbar ist, gehört zu seinem Eigenthum. Aber unser Führer, Spiro Mavriki von Zante, ein Freund seiner Kirche und ihrer Einrichtungen, betheuert, die Regierung ziehe den größten Theil der Klostereinkünfte an sich und den griechischen Mönchen bleibe nur ein winziger Procentsatz. Trotzdem lebt im Munde des Volks noch die Redensart, das weiter nördlich herab grüßende dritte Kloster Megaspilion sei reich genug, um ganz Morea zu kaufen. Es beherbergt dreihundert fünfzig Mönche und blickt von seiner steilen Höhe auf das uns gegenüberliegende Kloster, wie der reiche Mann auf Lazarus hinab. Wir werden morgen dahin gelangen und von da nach den Quellen des Styx. Einstweilen ist Kalabryta unser Ziel, und wenn der Himmel uns vor Regengüssen bewahrt, können wir zur Ehre des Sonntags heute mit 6 bis 7 Wegstunden unsere Tagesarbeit abthun.

Der Ruhetag läßt sich sonst bis jetzt nicht eben erkennen. Zwischen unserm Führer und seinen Gehülfen

gab es schon Streitigkeiten, wie sie jeder Werkeltag uns vorführte, und obschon wir mehrere Stunden im Sattel sind, ist uns doch noch kein bewohntes Dorf zu Gesicht gekommen. Was uns aber an Menschen begegnete, waren Hirten, und diese, wie alle im Dienst der Thiere Beschäftigte, wissen von keiner Unterbrechung ihrer Arbeiten.

Endlich ist der Fuß des Berges erreicht, über dessen niedrigste Einsattelung unsere Straße führt. Von einer solchen im wörtlichsten Sinne ist nun freilich weder hier, noch sonst in Griechenland die Rede. Mit Ausnahme einiger wenigen Fahrwege, z. B. der stattlichen Chaussee von Argos nach Tripolitza, gibt es keine fahrbaren Straßen und, im gewöhnlichen Verständnisse des Ausdrucks, auch nicht einmal Reitwege.

Dem griechischen Pferde ist es freilich möglich, mit dem Maulthiere um die Wette Pfade auf und nieder zu klettern, welche häufig nicht viel besser als Ziegenpfade sind. Es trägt statt Hufeisen ganze Eisensohlen, glatt und nur durch zweimal drei große querköpfige Nägel in ihrer Glätte unterbrochen. Mit diesem Fußzeuge beschlagen, leistet das griechische Pferd vollkommen dasjenige, was eine Bereisung des gebirgigen Landes überhaupt erst möglich macht. Zwischen losem und spitzem Geröll findet es sich nicht minder durch, wie zwischen dem häufig senkrecht-aufstehenden Kalkschiefer, aus welchem im Peloponnes viele Pfade bestehen, und ohne Bedenken durch-

watet es, im Schweiß gebadet, die kalten Flüsse dieses brückenlosen Landes, oft in Gefahr, von der heftigen Strömung fortgerissen zu werden. Dabei ist es nicht wählerisch im Futter und grast am Boden, wo immer man ihm nur Zügelfreiheit läßt. Wird in wasserloser Gegend übernachtet, so dauert es vom Abend bis zum andern Vormittag geduldig aus, ohne einen Trunk gekostet zu haben. Mehr als zwei Wochen lang haben unsere Pferde bei solcher Lebensweise und immer neuen Wegstrapazen täglich 8 bis 12 Stunden uns getragen, ohne irgend einen Rasttag zu machen, und am Schlusse unserer Reise verdankten sie es lediglich dem Mangel an Reisenden, daß ihnen nicht sofort wieder eine ähnliche Rundreise zugemuthet wurde.

Einige Wegverbesserungen sind übrigens in Angriff genommen. Das gegenwärtige Ministerium hat nicht allein dem Räuberwesen keinen Vorschub geleistet und dem Reisenden ziemliche Gewißheit gegeben, daß — tritt nicht ein plötzlicher Ministerwechsel während der mehrwöchentlichen Dauer einer Reise ein — in Morea wenigstens ihm kein Haar gekrümmt wird; es hat auch verordnet, daß jedes Gemeindeglied 6 Arbeitstage im Jahre dem Straßenbau widmen muß. Von seinem platten Dache rief der Demarch von Megara, als wir neulich daselbst Nachtlager hielten, über die Stadt hinaus die Mahnung an jeden Unbeschäftigten, der sechstägigen Wegarbeitspflicht eingedenk zu sein. In einigen Gegenden, z. B. zwischen dem Tempel

von Bassä und dem Städtchen Andritzena, zeigten sich denn auch schon die Anfänge einer Wegbereitung; in andern Gegenden beschnitt man die überhängenden Gebüsche, ein Weghinderniß, das bei der Ueppigkeit griechischer Vegetation manchen sonst leidlichen Pfad fast unzugänglich macht; hie und da räumt man auch die schlimmsten Steine auf die Seite. An eine Umlegung, selbst der steilsten Wege, ist indessen nicht zu denken, und man darf sich von diesen Anfängen schon deshalb nicht viel versprechen, weil ein großer Theil dieses Gebirgsvolks sich noch recht wohl der Kriegsvortheile erinnert, welche in dem achtjährigen Befreiungskampfe dem Lande aus der Unzugänglichkeit seiner Thäler und Höhen erwuchs.

Aber während wir unsere Pferde bergauf treiben, immer an einer schräg abfallenden Gebirgswand hinauf, und während die Bäume im Thale drunten kaum noch von dem Wiesengrün zu unterscheiden sind, holt uns der Regen ein. Bis wir den Kamm der Einsattelung erreichen, sind wir, unsern Regenmänteln zum Trotz, fast bis zu den Hüften hinauf wie gebadet. Nun geht es in das Thal von Kalabryta hinab. Wir geben unsere Sättel dem strömenden Regen preis und ziehen unsere vorsichtig widerstrebenden Pferde am Zügel hinter uns bergab.

Eine Stunde lang geht es so fort, unter unsern Tritten bald schlüpfriger Erdgrund, bald breiter, glatter Kalkstein und wieder aufrechtstehende Schieferspitzen, zwischen denen

das Auge mühsam die Stelle herausfindet, wo der Fuß ruhen mag.

Endlich zeigt sich das Dorf Syrbani. Das erste beste Haus wird zum Schutzdach benutzt. Unsere Pferde überschirmt die überragende Holzgallerie des ersten Stocks; wir erklimmen die Holzstiege und finden uns bald um ein Feuer gelagert, das auf einigen flachen Steinen an einer Seite des Wohnraums brennt. Die Steine bilden den Heerd; er ist nicht über den Fußboden erhöht und eben so wenig erhebt sich über diesen irgend ein Stuhl oder Tisch. Alles hält sich nach türkischer Sitte auf ebener Erde. Es ist etwa um die Mittagsstunde; aber weder Anstalten zu einem Mahle lassen sich erkennen, noch deutet anderes als das Unbeschäftigtsein aller Anwesenden auf den Einfluß sonntäglicher Feier. Auch von frischer Wäsche ist bei dem Alten, der auf einer Decke neben dem Feuer hockt und stark am Asthma leidet, nichts zu gewahren, und die Enkel, die wie kleine Katzen um seine Beine spielen, haben ihre Kleider schon manche Woche nicht abgelegt. Ebenso ist die Mutter der Kinder ohne eine Ahnung von der wohlthätigen Wirkung sonnabendlicher Säuberung. Ihre Kleider sind schlecht und ungewaschen; ihre Haarflechten haben, wer weiß wie lange, ihr keine Mühe gemacht. Sie trägt ein helles Kopftuch um das Haupt gewunden, und schiebt, nach morgenländischer Sitte, einen Zipfel des Tuchs solcher Art nach dem linken Ohr hinüber, daß ihr Mund verhüllt

verhüllt ist. Der selbstgewebte, ärmellose wollene Ueberwurf von weißgelber Naturfarbe, ohne Falten, vorne offen und wie ein Priesterrock die Rückseite des Körpers bis etwa auf die Waden hinab bedeckend, läßt das starke, selbstgewebte Hemd, dessen Kanten mit rother Stickerei verziert sind, auf der Vorderseite frei; um die Hüften liegt ein breiter, rother Shawl, dessen Länge ausreicht, um sich etwas tiefer unten noch einmal um den Leib zu schlingen und so der leichten Kleidung die nöthige Wärme, wie auch dem Körper eine Art Halt zu geben. Die Füße stecken in dünnen Pantoffeln von ehemals rothem Leder. Die Beine sind mit gelblich wollenen Gamaschen bedeckt.

Die Weibertracht ist im Allgemeinen überall der eben beschriebenen ähnlich. Der faltenlose, ärmellose Ueberwurf wird in einigen Gegenden schwarz gefärbt; in anderen verwenden die Weiber viel Kunst und Mühe auf Arabesken-Stickerei, die namentlich bei den Albaneserinnen solchen Aufwand von Gold- und Silberfäden nöthig macht, daß ein Festgewand dieses Schlags auf mehrere hundert Drachmen (oder Zwanziger) zu stehen kommt. Da es nur an besondern Feiertagen getragen wird, so vererbt sich's freilich von Geschlecht auf Geschlecht.

Unter diesem Ueberwurf, der auch im Felde nicht abgelegt wird, findet man zuweilen noch ein Baumwollenkleid mit weißem Mieder, das aber nie über den Busen hinaufreicht. Dieser zeigt sich, von dem Hemde gehalten und

bedeckt, bei jeder Art griechischem Costüme und steigert — man darf sich's nicht verschweigen — im Allgemeinen sehr das Reizvolle der Erscheinung.

Zu wirklich festlicher Ausstattung gehört noch das Halsband mit Münzen aller Art, nicht selten goldene oder doch vergoldete, wie wir z. B. vergoldete englische Schillinge fanden; häufig verräth sich auch die Naturwüchsigkeit der so Geschmückten durch ihre Unkenntniß von der Bedeutung bloßer Scheinmünzen. Wir fanden zwischen einer Reihe ächter Münzen einen „Rechenpfennig" und eine „Spielmarke", beide durch ihren gelben Glanz und ihre unverständliche Inschrift den Besitzerinnen werth.

Die Albaneserinnen schmücken sich auch noch gern mit einem gelben Stirnbande voll Goldmünzen, und selbst die Mützen kleiner Kinder klingeln an hohen Festtagen von solcher Art Ersparnissen.

In den Städten herrscht, wie in Athen, das rothe Feß mit langer blauseidener Quaste; es wird auf die eine Schläfe geschoben, und die breite Flechte, nicht immer von eigenem Haar und häufig gelblich gefärbt oder gelbroth gebleicht, schlingt sich üppig um das rothe Putzstück.

Selten wird barfuß gegangen. Gelbe, rothe Pantoffeln, auch kecke Schnabelschuhe von heller Farbe, sind allgemein im Gebrauch. Die in Italien sehr häufig vorkommenden Sandalen sahen wir hier sehr wenig.

Die Weibertracht, wie wir sie beschrieben, ist von der

Rückseite gesehen nicht viel kleidsamer, als das Festgewand eines katholischen Priester; von vorne dagegen empfiehlt sie sich sowohl vom Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit, wie von dem der Schönheit, und schon, weil sie hell ist, hebt sie die gewöhnlich dunkle Gesichtsfarbe und die schwarzen Augen, Wimpern und Hauptḥaare auf's Anmuthigste. Vor Allem freilich gelingt ihr der Beweis der Entbehrlichkeit und was mehr ist, der Häßlichkeit der Schnürbrust.

Unser Führer hat, während wir langsam am Feuer trocknen und der Alte seine Neugierde durch mancherlei Fragen befriedigt, ein leichtes Frühstück hergerichtet. In irgend einem Winkel ist ein Schemel zum Tafeln aufgetrieben worden, und wir stillen denn auch ohne Säumen den Hunger, welchen Bergluft und Reisemühen bereiten. Irgend eine weitere Leistung, als etwa das Abtreten frischer Hühnereier, wird bei solcher Einkehr übrigens nicht erwartet; selbst das Holz für den Herd muß der Führer häufig erst zusammensuchen. Wein ist nicht immer im Dorfe aufzutreiben, jedenfalls ist er stark mit Fichtenharz versetzt.

Unser Aufbruch wird durch die Schwierigkeit, große Münze in kleine umzuwechseln, verzögert. Zur rechten Zeit stellt sich ein Pope im blauen Talar ein. Er pflegt der gefällige Geldwechsler des Dorfes zu sein, und holt aus seinem Hause alsbald die nöthige Silber- und Kupferbaarschaft, um ein Goldstück nach dem feststehenden Werthe

umzumünzen. Zum Schlusse entspinnt sich zwischen dem Alten und unserm Führer ein Wortwechsel über das Bakschis oder Trinkgeld, welches der Alte, über das ihm schon Gereichte hinaus, für seine Enkel beansprucht. Die Auseinandersetzungen bleiben in höflicher Form und führen endlich zu einem Vergleich. Gastfreundschaft pflegt nach empfangenem Geschenk nicht noch die zweite Hand zu öffnen, und wer in verhältnißmäßig ursprünglicher Umgebung solchen Ansprüchen begegnet, wird leicht versucht, über den Character des Volkes hart zu urtheilen, das der ursprünglichsten Sitte, patriarchalischer Zustände, sich so sehr entfremdet hat. Doch findet der Reisende noch immer Züge und Beispiele dieser anderen Art und Weise, und man weiß, wie wenig Berührung mit freigiebigen Touristen dazu gehört, um Habsucht an die Stelle der Anspruchslosigkeit zu setzen. Von einem Ende Italiens zum andern klingt das Bettelwort: Date qualche cosa! In Griechenland wird fast nirgends um Almosen gebeten.

Als wir wieder im Sattel saßen, von vielen Segenswünschen begleitet, schickt sich der Alte an, seinem Magen Audienz zu geben. Zurückblickend sehen wir ihn mit einem großen Gerstenbrode beschäftigt, dem er fleißig zuspricht; frischer Knoblauch und ein Stück gesalzenen Fisches vervollständigen sein Mahl. Wir erinnern uns bei diesem Einblick in den frugalen Speisezettel unseres Wirths, daß von Neuem eine Reihe jener griechischen Festtage begonnen

hat, welche die Bedürfnißlosigkeit dieses Volkes fast ein halbes Jahr lang im Laufe von 12 Monaten auf die Probe stellen, Butter, Oel, Käse, Milch, Eier, Fleisch und noch eine gute Anzahl komponirter Speisen gelten während viermal 40 Fasttagen den wirklich Orthodoxen für verpönt. Nicht jeder freilich hält es mit dieser Fastenregel streng. Vielen genügt die gewissenhafte Beobachtung der 40 Osterfasttage. Unter dem Volke aber macht die Fastenkost von der überaus mäßigen Gewohnheitsnahrung der übrigen Tage so geringen Unterschied, daß die Vorschriften der Kirche ohne Bedenken beobachtet werden. Dadurch natürlich geht dem Sonntage ein großer Theil seines Festanstrichs verloren. Der Magen, dieser unermüdliche Pionier der Kultur, wird ohne Widerrede zum Schweigen verdammt. Keine Wochenenthaltsamkeit kommt dem Ruhetage zu gut. Es wird nicht geschlachtet, nicht gekocht, nicht gebacken. Das Mittagsmahl schrumpft zu so winziger Bedeutung zusammen, daß es kaum noch die Familie zu versammeln im Stande ist. Mit seinem Verfall hält die Unlust Schritt, sich festlich zu schmücken, reine Wäsche anzulegen, dem Feiertage seinen Tribut darzubringen. Und somit ist uns denn nicht mehr räthselhaft, warum uns beim ersten Betreten des gastlichen Hauses zu Syrbani alles Andere eher als ein sonntäglicher Anstrich auffallen mußte.

Wir haben etwa 3 Wegstunden bis Kalabryta. Die Straße geht im Thale fort, kein Hügel ist mehr zu erklet-

tern und wenn wir scharf austraben lassen, können wir noch eine halbe Stunde abkürzen. Aber der Boden ist durchweicht, der Fluß, den wir zu passiren haben, mächtig angeschwollen und von einer Straße wiederum keine Spur. Pfade freilich gibt es in Menge, und da jeder unserer Begleiter seine Ortskenntniß in's beste Licht setzen möchte, so haben wir bald ebenso viele unzweifelhafte Hauptstraßen vor uns, wie wir abweichende Meinungen zu hören bekommen. Bald überwiegt die eine, bald die andere. Jetzt muß der Weg des Heils jenseits des Flusses liegen, jetzt wieder läßt er sich auf der andern Seite nicht verkennen. Wir durchreiten den brückenlosen Fluß nicht weniger als viermal, um beim fünftenmale uns zu überzeugen, daß eine wirkliche Straße nach Kalabryta in das Gebiet der Träume gehört, und daß man nach heftigem Regen froh sein darf, irgendwo durchzukommen, ohne bis zum Sattelknopfe einzusinken. Der Himmel spricht endlich ein Machtwort, und ein wolkenbruchartiges Gewitter macht dem Suchen und Besserwissenwollen ein feuchtes Ende. In kurzer Frist sind die Wohlthaten des Herdfeuers von Syrbani bis auf die geringfügigste derselben zu Wasser geworden, und zwar zu sehr kaltem Wasser: die Eisenbügel sind heute eben so eisig, wie sie vorgestern im Thale von Olympia unter den Sohlen glühten.

Dergleichen unfreiwillige Bäder haben in südlichen Klimaten ihre heimtückischen Nebenabsichten. Was im

Norden höchstens Erkältung heißt, ist in Griechenland in wenigen Stunden Wechselfieber. Bei der primitiven Beschaffenheit aber, in welcher die griechische Heilkunst sich noch immer befindet, hat es seine bedenklichen Seiten, den Händen eines jener Aderlasser zu verfallen, welche Blut und immer nur Blut zapfen möchten und um so schwerer mit ihren Lanzetten abzuwehren sind, je mehr die Kräfte des Fieberkranken zu schwinden beginnen.

Zum Glück hört, nach einer Stunde geduldigen Schrittreitens der Regen auf. Die Pfade werden etwas leidlicher. Unsere Pferde, halb steif vor Kälte, fügen sich gern der Nothwendigkeit einer Ueberanstrengung, und zwischen Versinken und Emporarbeiten geht es im scharfen Trabe bis an das Ziel unserer Tagereise.

Endlich ist der erste Khan von Kalabryta erreicht. Er liegt vor der offenen, an einen Hügel gelehnten Stadt von geringem Umfang und regelloser Bauart. Aber die Besitzerin des Khans sammt ihrem Hausschlüssel ist nicht in der Nähe. Die Nachbarn beschreiben uns das Innere des unscheinbaren Gebäudes. Ihre Schilderung ist nicht gerade einladend. Und diesmal gibt es einige Auswahl. Kalabryta ist ja eine Stadt, wenn auch kaum so umfangreich, wie manches preußische oder sächsische Dorf. Es wird sich schon ein besseres Unterkommen finden lassen.

So schlängelt unsere Karavane sich denn durch die

engen Straßen nach dem andern Eingange der Stadt, woselbst wir vor dem zweiten Khan Posto fassen.

Hier aber kehrt sich das Verhältniß um. Wir haben nicht mehr uns den Kopf zu zerbrechen, ob wir gut genug untergebracht sein werden. Die Bewohner des Hauses beginnen damit, uns Bedingungen zu stellen. Ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren, das uns im Hofe gewahrt, zieht sich als Vorposten auf die Hauptmacht zurück, welche vom Holzbalkon herab zuvor über das Wie und Wofür unseres Einzugs im Reinen sein möchte. Eine Berathung zwischen Hausmutter, Schwiegersohn, Tochter, Tochterkind, unter Berücksichtigung der Meinung jenes weiblichen Vorpostens im rothen Feß, führt zu der Erklärung, daß nur gegen Vorausbezahlung von drei spanischen Thalern die Treppe erstiegen und das unmöblirte Gemach des Khans für die Nacht bezogen werden könne.

Eine Fluth von Schmähreden ist die Antwort unseres Zantioten. Nachdem er bis auf die Vorfahren hinauf das Geschlechtsregister der Khanbewohner mit Hundeverwandtschaften beschimpft hat, schließt er mit der Versicherung, wenn er einen der Balkon-Vertheidiger erwische, werde er ihm „ein Bein ausreißen.“

Dann geht unser Zug wieder durch die Reihen müßiger Gaffer in Feß und Fustanella den Weg, den wir kamen, zurück. Die unverschämte Forderung posaunt der Führer nach allen Seiten aus. 3 Thaler, 3 Thaler, für nichts als

Flöhe und Wanzen! Und dabei wollen wir Europäer sein? Ist das eine Art, um Effendi's (große Herren) uns zu Freunden zu machen? Klephten seid ihr, Räuber und Wegelagerer!"

So geht's durch den Bazar, wo kopfschüttelnde Schmaucher mit untergeschobenen Beinen sitzen und ihre Nargileh (Wasserpfeife) rauchen. Nebenbei wird im Fleischerladen ein junges Böcklein gekauft und vom Gemüsehändler Salat erhandelt. Dann ziehen wir, immer unter der Anführung unseres laut schmälenden Zantioten, durch die Hauptgasse des Städtchens. Die Weiber in rothem Feß, seidenem Kleide und halbzugeknöpfter Jacke, gucken von den Holzbalkonen auf uns herab, theils neugierig, theils schelmisch, theils wohl auch nicht ohne die kaufmännisch-speculative Hoffnung, man werde ein Privatlogis nur um so wünschenswerther finden, wenn die Vermietherinnen ein paar Grübchen in Kinn und Wangen aufzuweisen haben.

Spiro, unser Führer, huldigt der nämlichen Ansicht. Die Wohnung einer jener Balkonschönen der Hauptstraße wird zum Unterkommen auserlesen, und der auf der Straße stehende Gatte, ein stattlicher Mann, in faltiger Fustanella und reichgestickter Sammetweste, die Jacke über die Achseln herabhängend, rechnet sich's zur Ehre, die Effendis bei sich aufzunehmen. Abermals fehlt indessen — der Hausschlüssel. Die Schwiegermutter Violetta's, heißt es, hat einen Gang in die Stadt gemacht und das Haus verschlossen. — Hat

sie das wirklich gethan? der schöne Gatte der schönen Violetta versichert es. Er selbst steht vor der Thüre und kann nicht zu seiner eingesperrten Hausfrau, die uns von ihrem Balkon mit Blicken beschießt.

Jedenfalls kommt der Hausschlüssel nicht zum Vorschein, und endlich muß das Anerbieten der Nachbarin angenommen werden, in ihrem Hause Quartier zu beziehen. Sie ist Wittwe, Besitzerin eines neuen Hauses und einiger Weinberge, welche sie auf 1200 bis 1500 Drachmen Jahresertrag schätzt. Dies hat unser Führer ermittelt, ehe noch das Feuer im Kamin brennt und die durchnäßten Kleider zum Trocknen davor gehängt werden. Ihr Anzug ist einfach. Blau das Mieder, schwarz der Rock, schwarz das Kopftuch, dessen unterer Theil auch hier den Mund bedeckt. Trüge sie sich farbig, so ginge sie mit Heirathsgedanken um. Aber sie versichert, keine Uebereilung begehen zu wollen.

Der Rath unseres Führers, sie möge weder Militaristen, noch Staatsbeamten ihr Ohr leihen, sagt ihr nichts Neues, namentlich was die letztern betrifft. Jeder Ministerwechsel bringe, wie sie selbst erläutert, bis zum untersten Polizeidiener alle Beamten aus Brod und Amt, und nicht immer dauere ein Ministerium lange genug, um zur hastigen Erwerbung eines Vermögens, gleichviel auf welchem Wege, Zeit zu lassen. Rhigas Palamedes, mit welchem wir von Kalamaki nach Piräus fuhren, gilt in

diesem Punkte als besonders geschickt und glücklich, was ihm den Spitznamen „der Vielfraß“ zugezogen hat, beiläufig gesagt, kein Spotttitel, im griechischen Verständniß nicht viel Anderes bedeutend, als „der glückliche Crösus.“

In der Zwischenzeit geht es in unserm unverschließbarem Gemache wie in einem Taubenhause aus und ein. Obschon ein Kleiderwechsel dringend erwünscht ist, werden die an den Wänden umherstehenden niedrigen Holzdivan's doch nicht leer von neugierigen Knaben, Mädchen, gichtischen Alten, lachenden Nachbarinnen, und eine dienende Kleine gibt sich alle erdenkliche Mühe, den Staub der rothen Divankissen auszuklopfen, bevor noch unsere Kleider trocken genug sind, um für diese klassischen Reste unempfindlich zu sein.

Nun erscheint die Wittwe mit einem lackirten Tassenbret, auf welchem Eingemachtes (Rachat Lukum) neben Wassergläsern und kleinen Tassen mit schwarzem, auf türkische Art zubereitetem Kaffee servirt wird. Wäre ein Mann unser Wirth, so würde die Pfeife dem Kaffee gefolgt sein; so wie es ist, bleibt es unserer Fingerfertigkeit überlassen, mit dem Drehen der Papier-Cigarillen, auf eigene Gefahr hin, fertig zu werden.

Kaum ist das Eine beendet und das Andere in Angriff genommen, so stellt sich die ihrem Verschluß entschlüpfte Violetta ein, um durch unsern Dragoman Aeußerungen des Bedauerns über den fatalen Hausschlüssel entgegenzuneh-

men und in der zierlichsten Weise zu erwidern. Sie ist nicht gerade stattlich von Wuchs, doch die Zeichnung ihres Kopfes, ihrer Braunen, ihrer Nase, namentlich ihres Untergesichts ist von so vorzüglicher Schönheit, daß der Wunsch, sie möge zu einer flüchtigen Bleistiftskizze sitzen, gerechtfertigt erscheinen muß. Dennoch macht sie der Vorschlag anfangs nicht wenig verlegen. Nach einigen vergeblichen Versuchen, durch Lachen darüber hinweg zu kommen, fügt sie sich doch zuletzt und läßt sich sogar durch das Verlangen, ein Bild für sich selbst behalten zu dürfen, nach beendigter Sitzung zu einer sofortigen Wiederholung bewegen, wo sie dann mit Freudenbezeugungen über das so leichten Kaufs erlangte Konterfei nicht fertig wird. Mittlerweile hat Spiro, unser Führer und Koch, das Abendessen für uns hergerichtet. Die Wittwe zieht sich dann mit ihm zurück, um im Nebengemach am Boden sitzend, seiner Kochkunst, Freigebigkeit und leichten Umgangsweise sich zu erfreuen. Die leckern Bissen und der Wunsch, eine Freundin vor böser Nachrede zu schützen, haben zu dem Mahle im Nebengemach die gegenüber wohnende Frau des Papa sammt ihrem kleinen Mädchen herübergelockt. Sie wird auch während der Nacht die schutzbedürftige Freundin nicht verlassen und, neben der Sitte selbst, den Schein derselben als wohlwollende Matrone wahren.

Der folgende Morgen bringt Sonnenschein, zwiefach erwünscht und gesegnet, weil die Kaminglut sich für

unsere feuchten Kleider unzureichend erwiesen hat. Während der ersten Vormittagsstunden müssen alle sonnigen Theile des Balkons als Trocknenplätze dienen, nicht minder der nachbarliche Balkon Violetta's, welche mit wirthschaftlicher Sorge den Beschwerden der ihr zugedacht gewesenen Gäste Antheil schenkt.

Endlich um 10 Uhr soll aufgeladen werden. Aber Christo, der Maulthiertreiber, den das kurze Stadtleben schon wieder in den Weingeschmack gebracht hat, setzt sich zur Wehr. Er verlangt neue Vorschüsse, sonst schwört er, in Kalabryta zu bleiben, bis der letzte Weinschlauch zusammenfalle. Aergerliche Wechselreden zwischen ihm und dem Führer; auch Barbantonio (Onkel Antonio), der Roßknecht und zugleich ihr Eigenthümer, wird auffässig. Er benutzt die Gelegenheit, um kürzere Tagesmärsche zu erpressen. Spiro ficht mit seiner Peitsche in der Luft und versichert zum hundertsten Male seit 8 Tagen, nie wieder mit solchen Stockfischen von Aushelfern einen Schritt weiter aus Athen thun zu wollen, als bis zum Theseustempel, höchstens bis zum Parnaß. Er redet eine volle halbe Stunde lang und rennt endlich wüthend zur Polizei. Etwa fünf Minuten ist er fort, da besinnt Christo, der Maulthiertreiber, sich eines Bessern und ladet Kisten und Ballen auf. Er schnürt eben die letzten Stricke, als Spiro triumphirend zurückkommt: nun wolle er ihm zeigen, was sich gehöre. Indessen dankt er seinem Glücksstern, daß alles sich von selbst in's Geleise

fügte, und kaum sind wir fünf Minuten lang unterwegs, so zwingt ihn seine Schwatzsucht schon, demselben Christo Histörchen zu erzählen, welche diesem das Zwergfell in Gefahr bringen — südliche Zungenruhelosigkeit, wie sie schon die Helden des trojanischen Kriegs in der Hitze des Gefechts heimsuchte.

---

2. Megaspilion und Styx.

Das Thal von Kalabryta zeigt sich heute in voller Schönheit. Sanfte Abhänge begrenzen es; hinter diesen aber erheben sich majestätische Gebirgszüge, meist von Kalkstein; einige Kuppen erinnern durch ihre Schneestreifen an nordische Natur. Vor allem thürmt sich der Khelmos massig auf; keine Vegetation mildert den Ernst seiner Erscheinung aber man freut sich der Abwesenheit aller, seine finstere Größe vermindernden Lieblichkeit, denn er ist der Vater der Styxquellen.

Aber ehe wir uns mit ihm einlassen, widmen wir dem großen Kloster Megaspilion ein paar Stunden Umwegs. Dem Flusse folgend, welcher seinen Namen der Stadt Kalabryta entlehnt, gelangen wir nach 2 Stunden Rittes an die Brücke unterhalb des Klosters. Zwei Wachthäuser auf der Bergwand, in deren Grotte die Kirche hineingebaut ist,

blicken weitum in's Thal hinab. Sie sind bestimmt, eine Ueberrumpelung des unter der Felsenkante gelegenen Hauptbaus zu vereiteln, und ihre Wichtigkeit hat sich in dem Türkenkriege oft genug bewährt. Ein Weg führt im steilen etwa eine halbe Stunde langem Zickzack zum Kloster hinauf. Zu beiden Seiten desselben sind abgetheilte Gartenstücke, worin jeder Mönch den ihm unentbehrlichen Knoblauch kultivirt und nebenbei noch übrigen untergeordneten Geschmacksrichtungen gerecht wird. Wild wuchern dazwischen Kletterrosen, Lilien, hochblühender Oleander und alle jene fröhlichen Arabesken griechischer Scenerie, gegen welche die Gartenscheere sich vergeblich im Kampfe abmühen würde. Feierliche Cypressen unterbrechen von Zeit zu Zeit das harmlos wirre Durcheinander, wie der drohend aufgehobene Finger wohlerzogener Ordnungsliebe.

Kleine blauröckige Novizen, mit lang herabhängenden Locken, Knaben von 12 bis 14 Jahren, bleiben neugierig beim begegnen unserer Pferde stehen. Bald zeigen sich auch junge Mönche mit sprossendem Vollbarte, ältere im Schmuck wallenden Haarschmucks, Greise mit prächtigen Silberlocken um Nacken und Brust.

Nun öffnet sich der Blick auf das Kloster selbst. In chaotischer Buntheit klebt eine Anzahl kleiner Wohnungen an der steilen Felswand, alle auf starkem, gemeinsamem Unterbau ruhend, aber unter sich das vollkommenste Bild der Geschmacksverschiedenheit bekundend;

durch Treppen, Gänge, Balkone, Gallerien und Leitern verbunden, aber ungleich an Höhe, Bedachung, an Farbe, an Form der Fenster, an dem ganzen Detail der Einrichtung, welche in einer Menge kleiner Querbauten nach jeweiliger Bequemlichkeit des Besitzers sich zur Fronte hinausdrängt und dem ganzen, ausgedehnten Bau das regellose Aussehen einer Straße, etwa in Amalfi, Atrani oder in einer jener Bergstädte Italiens gibt, deren planloser Wirrwarr das Entzücken des Malers ausmacht. Eine Art türkischer Kiosk inmitten dieser Buntheit enthält die freihängenden zwei Glocken, ebenso eine starke Metallstange, welche vor Anschaffung der Glocken zu gleichem Behufe benutzt wurde und deren schönen Klang wir bald in der Nähe zu würdigen Gelegenheit haben.

Ueber dem Kloster ist die Bergwand von Rauch geschwärzt, zum Theil den Schornsteinen, zum Theil aber auch den wiederholten Feuersbrünsten zuschreibbar, welche das Kloster heimsuchten und die Ursache sind, daß nur die Grundmauern aus alter Zeit datiren, die Wohnungen aber erst sechs bis sieben Jahrzehnte alt sind.

An den Haupteingang angelangt, befinden wir uns in der Mitte einer Anzahl müßiger Klosterbrüder, welche auf den Bänken umhersitzen und unter denen sich sofort dienstfertige finden, welche uns im Kloster umherzuführen sich erbieten.

Der ganze Bau liegt in einer Felsengrotte von sehr

großem Umfange, in welche zuerst die Kirche, dann zahlreiche Oratoriums, daneben Vorrathsräume, Küchen und andere Unentbehrlichkeiten hineingebaut sind; den Grund der Grotte nehmen große Kellerräume in Anspruch, vor allem ein Weinkeller mit Riesenfässern, eines derselben, Stamati getauft, nicht weniger als 40,000 Flaschen Wein enthaltend. Ueber und vor diese Bauten lagern sich, hoch aufgethürmt, die schon beschriebenen, aller Regel spottenden Wohnräume der Mönche. Die Kirche ist von draußen nicht sichtbar.

Wie eine Muschel wölbt sich die Felsengrotte um diesen geräumigen Bau, dessen Grundmauer etwa 180 Fuß Länge und 12 Fuß Breite hat. 90 Fuß mißt man von der vorn schließenden und stützenden Mauer bis in den Hintergrund der Grottte; 300 Fuß beträgt die Höhe der die Grotte überragenden Bergwand.

Wo die Wachthäuser stehen, oberhalb der Grotte liegt ein umfangreiches Felsstück. Unser Führer hat uns von demselben schon viel gesprochen, denn er liebt alles Wunderbare, und dies Felsstück ist durch ein Wunder dort eben wieder mit dem Stein zusammengewachsen. Die Türken hatten es nämlich mit großer Anstrengung bis an den Rand der das Kloster überragenden Bergwand geschafft, um das heilige Asil zu zertrümmern; da macht sich das Felsstück mit einemmale so schwer, daß die ganze Macht Ibrahim Pascha's es keinen Zoll weiter zu bringen vermochte. Es

blieb unbeweglich und thront jetzt hoch auf der Bergkante — allen Ungläubigen ein steinernes Denkzeichen, wie gut das Kloster Megaspilion im Himmel angeschrieben steht. Spiro freilich schreibt das Ereigniß mehr noch auf Rechnung des Wunderbilds, das zur Gründung des Klosters Veranlassung gab und welches wir in der Grottenkirche unter Glas bewundern durften. Es soll die Madonna und das Christuskind vorstellen, soll eine Wachsarbeit sein und keinem Geringern ursprünglich gehören, als dem Apostel Lukas. Nach andern Ermittelungen fand man es in einer jener Riesenplatanen, welche den griechischen Bergströmen besonders hold sind; der Baum hatte einen solchen Umfang, daß fünfzehn Männer ihn kaum umspannten, und da er hohl war, diente sein Inneres als Kirche. Der griechische Gelehrte Oekonomos geht im Eifer seiner Forschung bis zu der Vermuthung, daß eine Verknorpelung der innern Baumfasern einige Aehnlichkeit mit den landesüblichen Madonnenbildern angenommen hatte, und er ist verwegen genug, den Apostel Lukas von der Urheberschaft dieses braunen Madonnenbildes freizusprechen.

Was übrigens das Felsstück betrifft, so hätte es, wenn etwas weniger widerspenstig, wahrscheinlich das Schicksal der vielen andern von den Türken herabgeschleuderten Steinmassen getheilt, nämlich über das Kloster hinauszufallen, da letzteres im Schutze der überhängenden Grotte völlig gedeckt liegt.

Der Befreiungskrieg hat dem berühmten Kloster mancherlei Drangsale, mehr aber noch Zuwachs seines Ansehens gebracht. Die Pilgerzüge, welche jährlich nach der Panaphia des heiligen Lukas wallfahren, kommen mit einem Schatz von Sagen zurück, welche die Aeußerungen, Geberden und Bewegungen der Madonna zur Zeit jenes Kriegs nacherzählen. Vor allem aber erinnert man sich gern, daß eben in diesem Kloster Germanos, der kühne Erzbischof von Patras, die ersten Pläne zum Bekämpfen der Türkenherrschaft entwarf, und daß er von hier aus am 6. April 1821 nach Kalábryta zog, um das Zeichen zum allgemeinen Losbruch zu geben.

Megaspilion galt immer für uneinnehmbar und war der Zufluchtsort verfolgter Freiheitskämpfer. Im Jahre 1826 versuchte Ibrahim Pascha zwar das gefährliche Kloster zu bezwingen. Die Mönche setzten es aber rasch in Vertheidigungsstand, und eine Anzahl herbeigezogener Palikaren unterstützten sie mit solchem Erfolg, daß auch diese Belagerung erfolglos verlief.

Jedes graue Haupt unter den Mönchen Megaspilions gehört noch jener bewegten Zeit an, und der Schmuck der wallenden Silberlocken steht ihnen doppelt ehrwürdig, wenn man sich der achtjährigen Kämpfe um die Wiederbefreiung Griechenlands erinnert, zu denen dieses Kloster so muthig beigetragen hat.

Die Verwaltung ist eine durchaus selbstständige, so

zwar, daß man die ganze Gemeinschaft eine Republik genannt hat. Jährlich wird ein andrer Vorsteher von sämmtlichen Angehörigen gewählt und ähnlich besetzt man die übrigen Würden und Aemter. Eine große Menge Grund und Boden ringsum ist Eigenthum des Klosters.

Der Besucher empfängt im Ganzen zwar keine Eindrücke von großer Sauberkeit, Regelmäßigkeit und Formenstrenge, doch fehlt dagegen auch jeder Anstrich von Stumpfheit oder scheinheiliger Ueppigkeit. Vielleicht darf man es den selbstgegebenen Satzungen der Brüderschaft zuschreiben, vielleicht den vielen, in Entbehbehrungen schulenden Fasten, vielleicht dem griechischen Naturell, das überhaupt nicht zum trägen Genießen hinneigt.

Während wir unter den Bäumen der übrigen Theile Moreas bis jetzt fast nur Steineichen, Stacheleichen, Platanen, Pinien, wilden Birn- und wilden Oelbäumen begegneten, selten der Buche, Linde und Esche, nie der Birke und ihren Gesellen, den eigentlich nordischen Nadelhölzern, finden wir um Megaspilion die letztern in reicher Menge, und je höher wir steigen, desto mehr verdrängt die Tanne alle weiteren Bäume. Nur ausnahmsweise steht sie hoch und ragend allein; nach Art der Erlen schießt sie in drei, vier Stämmen aus gemeinsamer Wurzel empor, breitet ihre Zweige auch unregelmäßiger und mehr im Character der Ceder aus, gedeiht übrigens auf's Vollkommenste und erquickt das Auge sowohl durch den frischen Glanz ihres

Nadelgrüns, wie durch das saubere Weiß ihrer gesunden Stämme.

Vom Kloster aufwärts bringt eine knappe Wegstunde uns auf die Rückseite des Bergzuges, an welchem jenes liegt. Auf der Höhe sehen wir in klarer Ferne den blauen Meerbusen von Korinth. Fast jedes Bergersteigen lohnt im Peloponnes mit dem Blick auf's lachend blaue Meer. So sahen wir vom Berg Ithome und den Trümmern des alten Messene auf Navarino, Ciparissia (Arkadia) und die schöne Bai hinab, welche Platea's Strand umspült; so grüßte uns auf dem Wege von Bassa nach Olympia das gebirgige, im klaren Meer schwimmende Zante; und ein Umblick von der Straße, welche Tripolitza mit Argos verbindet, scheint das weitentlegene Nauplia wieder heranzuzaubern, mit seinem schönen Hafen, seiner ragenden Veste und der einsamen Inselburg Palamedes, in welcher Griechenland seine zwei Scharfrichter vor dem instinktiven Widerwillen des Volks hinter Schloß und Riegel behütet.

Aber nun nimmt unser Weg einen düsteren Charakter an. Bergab geht es und wieder in einem öden Thale bergauf. Die Wasser werden seltener; weiße, trockene Rinnen gemahnen an die flüchtigen Gewässer, welche der schmelzende Schnee im Frühling diesen unwirthlichen Hochthälern zusendet, und deren Hast kaum den anspruchlosesten Uferpflanzen Zeit gönnt, sich zu entfalten. Die Bäume verkrüppeln, sterben ab, hören endlich ganz auf. Die ab-

geblühte weiße Lilie, dieser erste Alltagsschmuck der Wiesen und Felder Moreas, erinnert noch hie und da an die Zaubermacht griechischer Lenzlüfte. Bald aber kriecht nur noch mageres Flechtenwerk und gelb blühendes Moos um das nackte Gestein. Dabei wird die Luft kalt und kälter. Keine Vogelstimme läßt sich hören. Und während immer dichtere Wolken sich zusammenballen, jeden Augenblick uns mit Regenschauern oder völliger Umnebelung bedrohend, machen unsere Führer rathlos halt — sie haben den Weg verloren.

So also kündigt sich der Styx an. Es ist, als sollten wir die Schauer seiner Nähe in ihrer ganzen Düsternheit erfahren.

Aber zum Ausspinnen solcher Gedanken ist keine Zeit. Gefahr droht, wenn uns das Wasser hier überholt. Wir suchen hier, wir spähen dort und endlich entdecken wir die frischen Spuren von Maulthierhufen. Nun strengen unsere erschöpften Pferde ihre versagenden Kräfte an. Die letzte Höhe geht es hinan, noch eine Viertelstunde mühevollen Kletterns und dann noch eine und dann noch eine und plötzlich öffnet sich unserm Blick die Aussicht auf ein weites Doppelthal, aus dessen höher gelegenem unbewohntem Theil der ragende Khelmos finster emporstrebt. Er ist uns nah zur Rechten. Aus der Höhe seiner weithinschimmernden Schneeschluchten stürzen zwei Wasserstrahlen sich senkrecht in die Tiefe, von Fels zu Fels weiter schäumend und

kochend und sich endlich, dem Thale schon nahe, vereinend: das ist der Styx.

Mavro nero, „schwarzes Wasser“, nennt ihn der Volksmund und warnt vor ihm, als giftig.

Eine kurze Strecke nur strömt er zwischen den kahlen, wie vor versteinerndem Schrecken zurückgewichenen Bergriesen dahin, die seine Wiege umstehen; dann nimmt ihn in dem grünen Thale von Solos der Crathis auf und entführt ihn graden Wegs, als gälte es, ihn raschmöglichst unschädlich zu machen, ins korinthische Meer.

Ein Gastfreund jenseits des Styx.

Wo der Styx in den Crathis sich ergießt, liegt das Dorf Solos. Man ist den hoch vom Khelmos herabstürzenden Quellen des Styx noch ganz nahe, und braucht nur wenige Schritte zu gehen, um sie selbst wie auch die ihnen ähnlichen Schneerinnen in den höchsten Falten des düsterernsten Berges zu erblicken.

Aber das Thal von Solos, ungleich dem von Styx durchströmten Nebenthale, ist ein lachender Garten. Orangen- und Citronenbäume wechseln mit Mandeln-, Nuß-Bäumen, und mächtigen Platanen. Weinreben ranken hoch, ungepflegt von einem Ast zum andern. Das nordische Grauen, welches der Anblick des kahlen Khelmos erregt, weicht der Freude an südlicher Natur.

Drei andere kleine Dörfer liegen Solos gegenüber. Sie sind, ungeachtet ihrer schönen Lage, wie man behauptet, die Pflanzstätte eines der wanderlustigsten Völkchen, welche Griechenland aufzuweisen hat. Und zwar gehen die Reisen

dieser Thalbewohner weit über den Peloponnes hinaus; man sieht sie am Ufer des goldnen Horns, man wird von ihnen noch in Smyrna und Kairo belästigt. Ihr Handelsartikel ist nämlich irgend ein künstlich nachgeahmtes Gebrechen, und das Mitleid der Menschheit ist die Schatzgrube, zu deren Ausbeutung sie sich vom Himmel berufen glauben. Man sagt, die Bewohner dieser Gegenden brächten von jeder solchen Bettelfahrt ihren Bettelstock als eine Art Trophäe heim, um ihn in der eigenen Behausung zu den Bettelstöcken der Väter und Großväter zu hängen, und es gelte für einen Gegenstand des Stolzes, gleichsam wie eine Reihe Ahnenbilder, eine möglichst große Anzahl Bettelstöcke als Zeichen eben so vieler Reisen vorzeigen zu können.

Wir hatten die Absicht, uns eben in den Dörfern nach dieser absonderlichen Art von Stammbäumen etwas näher umzusehen, als ein Gastfreund, der erste, dem wir im Peloponnes begegneten, uns Quartier in seinem Hause anbot, und ohne lange unsere Bedenken gelten zu lassen, uns der schlechten Hütte entführte, in welcher wir vor strömendem Regen Schutz gefunden hatten.

Dadurch wurde uns erwünschte Gelegenheit, einen Blick in das Privatleben einer griechischen Familie aus den sogenannten besseren Ständen zu thun.

Unser freundlicher Wirth war ein noch junger Arzt, der Dr. Diamantopulo aus Kalabryta. In dem Hause

seines Schwagers in Solos verlebte seine junge Frau die Sommermonate. Ihr galt sein Besuch. Der verstorbene Schwiegervater hatte als Heerführer im Freiheitskriege eine hervorragende Stellung eingenommen, und sein Haus, weithin im Umkreise das ansehnlichste, empfing häufig unter seinem gastfreundlichen Dache Fremde aus allen Nationen.

Somit machte denn auch unser Erscheinen keine sonderliche Weitläufigkeiten, und wir wurden, noch ehe eine Vorstellung möglich war, von den unserm neuen Bekannten entgegeneilenden Verwandten auf's herzlichste willkommen geheißen.

Schon vor der Thür empfingen ihn und uns ein altes, feierliches Ehepaar, Bruder und Brudersfrau des Schwiegervaters. Man wechselte Küsse auf beiden Wangen. Wir erhielten Händedrücke. Im Vorsaal dann erwartete die junge Frau des Arztes sein Eintreten. Wir wurden in ein hohes Gemach geführt, und sahen bald die ganze Verwandtschaft um den Doctor und uns versammelt.

Das Haus selbst bedarf einiger Beschreibung, da es für die Art, wie Personen von einigem Vermögen in Griechenland ihre Sommereinrichtungen treffen, einen ungefähren Maßstab gibt. Ueber eine niedrige Holztreppe und eine Holzgallerie gelangte man in den Vorsaal, von diesem in das uns angewiesene, ebenso geräumige Familiengemach. Diese beiden Räume nahmen die eine Hälfte des Hauses

in Anspruch. Daneben lagen, die andere Hälfte ausmachend, drei kleinere Zimmer. In einer Ecke des Vorsaals sahen wir Matratzen und Decken aufgehäuft. Da keine Schlafzimmer vorhanden waren, richtete man sich Nachts in den drei kleinen Gemächern auf dem Fußboden ein und schaffte Morgens die Betten auf den Vorplatz hinaus. Das schräge Ziegeldach des Hauses schloß diesen Raum nach oben ab. Die horizontalen Gerüstbalken steckten noch, von der Zeit des Baues her, in der ungeweißten Mauer, wie sie auch nach Außen hinausragten. Durch ganz Griechenland besteht der Brauch, diese Hölzer nach vollendetem Bau nicht zu entfernen. Sie dienen zum Zeugtrocknen, zu allerlei beiläufigen Zwecken, geben aber dem Hause natürlich das Ansehen des Unfertigen. Uebrigens erblickt man bekanntlich in vielen Gegenden Italiens das Nämliche. Sind diese Unzierden irgendwo entfernt worden, so gibt man sich doch sicher nicht die Mühe, die durch sie verursachten Mauerlöcher zu schließen. Wir sahen solche Löcher in Turin selbst an Palästen, welche seit Jahrhunderten bewohnt waren.

Der Vorplatz hatte somit keinerlei Schmuck und sah einer Wohnung nicht unähnlich, in welcher noch die Maurer vollauf zu thun hatten.

Der Saal, worin wir uns befanden, das eigentliche Staatsgemach des Hauses, unterschied sich von dem Vorplatze durch geweißte Wände und einen Gypsboden. In

andern griechischen Häusern fanden wir statt der Gyps-decke eine fächerartige, zierliche Decke von Holztafeln.

Unter den zwei Fenstern des Saales standen Holzkoffer, welche mit rothem Leder überzogen waren und worauf in Messingnägeln allerlei Zierrathe, sowie die Anfangsbuchstaben der Familie ausgedrückt waren. Diese meist in Patras verfertigten Laden dienen statt der Schränke, die sie freilich nur in beschränktem Maße ersetzen.

An den Wänden klebten eine Menge Holzschnitte und zwei Kupferstiche, meistens Portraits französischer Schriftsteller und Redner, wie sie aus Büchern und Zeitungen ausgeschnitten waren, Gutes und Schlechtes, Berühmtes und Unberühmtes, planlos neben einander.

Vor dem Spiegel lagen gebrauchte Kämme und Bürsten. An einem Nagel bauschte sich ein frisch gestärkter, weißer Frauenrock, ohne Zweifel ein Toilettenstück der jungen Frau, dessen Anwesenheit ihr übrigens nicht die mindeste Sorge machte.

Außer einem Holzkanapee mit Kissen und weißen Ueberzügen, das uns zugewiesen wurde, befanden sich nur noch an der gegenüberliegenden Wand Sitze, und zwar waren drei blaubemalte Holzladen, worauf Kissen lagen, als Sitze benutzt.

Gardinen waren nicht vorhanden, aber man vermißte sie nicht; die ganze Ausstattung verzichtete zu sehr auf Alles, was nach nordischen Begriffen Wohnlichkeit und be-

hagliche Einrichtung bedeuten konnte. Es fehlte überall die ordnende Hand des germanischen Weibes.

In diesem Staatsgemache nun sammelte sich nach und nach, was irgend einen Vorwand zum Erscheinen hatte. Neben uns, auf einem der Koffer, nahm der Schwager des Arztes Platz, ein feiner, hübscher Mann, Capitain im griechischen Heere, übrigens nicht in der baierischen blauen Uniform des jetzigen griechischen Soldaten, sondern in nationaler Fustanella und rothen Beinschienen. Er sprach, wie alle Uebrigen, nur neugriechisch, und bezeugte seine Theilnahme an der zwischen uns und dem jungen Arzte in italienischer Sprache geführten Unterhaltung wesentlich durch unermüdliches Verfertigen von Cigarillen, ein Geschäft, daß die Griechen aller Stände unausgesetzt treiben, so lange sie die Hände frei haben.

Von Zeit zu Zeit mischte sich des Arztes Gattin in's Gespräch, ohne doch anders, als mittelst der Verdollmetschungen ihres Gatten, daran Theil nehmen zu können. Ihre Stimme war, — eine in Griechenland häufig zu beobachtende Sitte — in dem irre gehenden Bestreben, die weibliche Stimme noch weiblicher erscheinen zu lassen, zu einer unglaublichen Höhe hinaufgeschroben, etwa dem unschönen Discantschlüssel vergleichbar, in welchem Masken zu sprechen pflegen. Es gibt nicht leicht eine entstellendere Mode.

Wie es in Griechenland Brauch ist, war sofort Kaffee

für uns bereitet worden; er wurde mit dem ebenfalls selten fehlenden Rachat Lucum, dem schon erwähnten Fruchtgallert, servirt.

Unser Wirth zeigte sich in der Unterhaltung bald als ein Mann von nicht gewöhnlicher Bildung, welcher die Erinnerungen eines kurzen Aufenthaltes in Italien, Deutschland, Frankreich gern, wenn schon mit dem Bedauern auffrischte, daß enge Verhältnisse ihn jetzt verhinderten, mit dem Gange westeuropäischer Bildungs-Entwickelung Schritt zu halten. Er hatte für Rechnung des Königs studirt und verschaffte sich noch immer alle erreichbaren französischen und italienischen Uebersetzungen deutscher Werke von wissenschaftlichem Werthe. Wir waren nicht wenig überrascht, ihn selbst mit David Strauß Leben Jesu vertraut und — was mehr sagen will — einverstanden zu finden. Die feindliche Sonderung der römisch- und griechisch-katholischen Kirche drängt die Bekenner der letzteren weit mehr zu den Protestanten und den protestirenden Theologen hinüber, als man es in Deutschland im Allgemeinen annimmt.

Als die Dunkelheit hereinbrach, lud man uns zum Nachtessen in's Nebengemach. Auch hier herrschte die größte Einfachheit, doch gab es einen Tisch und um diesen standen Rohrstühle. Die Fensterscheiben waren auch hier, wie in dem Staatsgemache, mit Papierstreifen ausgeflickt.

Auf dem Tische prangte eine Messinglampe mit drei

Armen und an Messingketten herabhängender Scheere, Nadel und Lichtlöscher, wie diese Lampen in Rom gebräuchlich sind. Ein Fetzen Zeitungspapier, unter den Lampenfuß geschoben, verrieth, daß der letztere für die Sauberkeit des Tischtuches gefährlich werden konnte.

Wir erhielten Suppe, Reis und zwei Fleischgänge, nämlich gekochtes und gebratenes Lamm, eine uns zu Ehren gemachte Ausnahme von der sonst beobachteten Regel griechischer Frugalität. Ebenso gab es zwei Sorten trefflichen Weins, eine derselben von hinterlistig berauschendem Feuer.

Ein Tischgebet wurde nicht gesprochen, überhaupt jede Abweichung vom eigentlichen Zwecke des Tafelns bis zu dem Grade vermieden, daß ein beabsichtigtes Gesundheitstrinken meines Begleiters zu Ehren unserer gefälligen Wirthin, auf eine vorausgeschickte Anfrage nach der Zukömmlichkeit solcher Huldigung, als etwas „wohl zu Förmliches" durch den Gatten im Keime erstickt wurde.

Um 9 Uhr wurde die Tafel aufgehoben, und man wies uns das Staatsgemach für die Nacht an.

Hier hatte in der Zwischenzeit unser Führer die uns begleitenden Betten auf dem Fußboden ausgebreitet.

Am Morgen darauf entstanden einige Bedenken, ob wir, ohne Anstoß zu erregen, durch unsern Führer das übliche, auf lange Tagesstrapatzen berechnete kräftige Frühstück bereiten lassen durften. Es zeigte sich, daß die Gesetze der Gastfreundschaft in diesem Punkt uns vollkom-

mene Freiheit gönnten. Im Vorsaale tafelten wir, ganz wie es bisher Morgens in den öffentlichen Khans oder vor unserm Zelt unter freiem Himmel geschehen war, und auf unsere Einladung gesellte sich sogar unser Wirth zu uns, indem er sein winziges Täßchen schwarzen Kaffee's schlürfte, von unserer stärkern Kost sich indessen mit der Entschuldigung fern hielt, er sei nur an einen ganz leichten Morgenimbiß gewöhnt.

Bald darauf brachen wir, vor den herzlichsten Wünschen Aller begleitet auf, und wir durften uns für das genossene Gute zu unserer großen Befriedigung in Gegenwart des Gastfreundes durch eine Gabe an die Hausmagd erkenntlich zeigen. Niemand hatte sich unsertwegen Unbequemlichkeiten auferlegt, noch uns zugemuthet, uns selbst solche aufzulegen. Es war nichts Ideales in der ganzen Art von Gastfreundschaft gewesen, aber wir hatten in guter Gesellschaft unter Dach und Fach rasten dürfen, eine Annehmlichkeit, welche ein Reisender im Peloponnes nicht niedrig anzuschlagen Ursache hat.

Sparta und griechische Sitten.

Thucydides prophezeite, daß, wenn dermaleinst Sparta und Athen in Trümmern liegen sollten, die letztere Stadt durch den Glanz ihrer Ruinen den Eindruck machen werde: sie habe eine größere Bedeutung gehabt als Sparta selbst.

Dies hat sich im vollsten Umfange bewahrheitet. Athen predigt noch heute dem Wanderer durch sein ragendes Parthenon, durch seinen Theseustempel, durch die zahllosen Spuren hohen Kunstsinns, welcher die attische Stadt vor allen andern Städten menschlicher Ansiedelung auszeichnete. Sparta dagegen ist vom Boden verschwunden. Das kriegerische Volk des Lykurg lebt in den Büchern der Geschichte, aber die von ihm vernachlässigte, Monumente schaffende Kunst rächt sich an Spartas Boden, indem sie auf die attische Nebenbuhlerin alle Blicke lenkt, die Stätte des kriegerischen Volks dagegen ohne mahnende und fesselnde Wegweiser läßt.

Es war an einem Sonntag-Nachmittag im Mai, als

wir in das lacedämonische Thal hinabritten. Der Eurotas hatte uns seit Burlia das Geleit gegeben. Nach der Oede des zurückgelegten Wegs begrüßten uns zum ersten Male wieder üppige, baumhohe Oleanderbüsche, voll prächtig rother Knospen und Blumen. Wir schmückten mit ihren leuchtenden Büscheln die Köpfe unserer Pferde — ein den Griechen ungewohnter Anblick — und gelangten auf dem schlechtesten Pfade, der sich denken läßt, endlich in das fruchtbare Thal hinab, dessen Bewohner vor Jahrtausenden so mächtig in die Geschicke Griechenlands eingriffen.

„Wo liegt Sparta?" fragen wir den vorausreitenden Führer.

„Drüben auf der Anhöhe, eine Stunde noch entfernt."

„Aber das alte Sparta? — denn die Stadt dort ist kaum zwanzig Jahre alt. Wo ist das alte Sparta?"

„Ein wenig Geduld!"

Und durch Maulbeerpflanzungen und wogendes Getreide, zwischen Oelbäumen, Weinstöcken und saftgrünem Mais, über Wassergräben, welche den Ueberfluß des Eurotas allen Feldern und Wiesen zu Gute kommen lassen und ein erquickendes Bewässerungsnetz über das ganze Thal verbreiten, an Cactushecken und Oleanderbosqueten vorbei, geht's rüstig vorwärts.

Fünf mäßige Hügel erheben sich aus dem vielgewellten Thale. Hier lag das alte Sparta.

Wir reiten einen der Hügel hinan. Er ist ganz mit

golden wogendem Weizen bedeckt. Kein Pfad führt durch die Felder. Nach griechischer Sitte hält das den Reiter nicht auf. Mitten in's Getreide hinein wird geritten, bis wir auf dem Hügelkamm uns zwischen den Resten eines offenen Theaters aus römischer Zeit befinden, dessen geräumige Sitzreihen mit verwittertem Schutt bedeckt sind, ein trefflicher Ackerboden, dem die Pflugschaar des jetzigen Spartaners üppigen Erntesegen zu entlocken weiß.

Eine Eule sitzt in dem Durchbruch einer der Mauern und fliegt scheu von dannen.

Noch ein paar antike Tempelunterbauten, in einem Obstgarten ein kleinerer Sarkophag mit Widderköpfen, den man gern dem Leonidas zuschreiben möchte, — und wir haben Alles gesehen, was das alte Sparta über dem jetzigen Boden an Spuren hinterließ.

Wenig genug, wenn nicht ringsum der scharf ausgesprochene Character der natürlichen Umgebung Spartas von den Einflüssen redete, welchen die hier lebenden Geschlechter zu allen Zeiten unterworfen waren, und solcher Art das Bild der Vergangenheit vervollständigte.

Die Lage des reichen Thales ist eine abgesonderte, auf sich selbst angewiesene. Gegen Norden bietet ihm der Berg Maenalus Schutz und die Hügel Arkadiens verstärken noch die Abgrenzung. Das Gebirge Parnon übernimmt die Vertheidigung gegen Osten, setzt sie bis an's Meer fort, und steigt als weithin ausblickender Vorposten noch einmal

in der Insel Cythaera aus den Fluthen hervor. Südlich zieht sich die Meeresküste hin, durch mancherlei vorspringende Bodenwellen verborgen; und gegen Westen lagert sich mit zahlreichen Schneerunzeln, schroff und unzugänglich, das mächtige Gebirge Taygetus, dessen untere Abhänge Nadelwaldungen umkränzen; die Spitzen tragen den kühnen Schwung der Kalkformation zur Schau.

„Wo seid ihr, o Auen,
O Taygetus Höhe, durchschwärmt von Laconia's Jungfraun!"

Während wir die Umgebung mustern und an der Schönheit der Linien des Taygetus unser Auge laben, sind wir dem neuen Städtchen nahe gekommen, das, in einiger Entfernung von dem alten Sparta aus dem Nichts emporwächst und ebenfalls Sparta heißt. Bei der Beweglichkeit, welche griechischen Ansiedelungen von Alters her eigen war, hat das ungünstiger gelegene Städtchen Mistra, droben am Taygetus, sich bereits zu entvölkern begonnen, und mit der Zeit scheint sich's ganz nach der neuen Stadt übersiedeln zu wollen. Diese besteht bis jetzt aus einigen wenigen Straßen, weit und geräumig angelegt, und schon berühmt wegen gesunder Luft.

Von einem Wirthshause ist indessen auch hier nicht die Rede. Der Khan von Sparta besteht aus einem Pferdestalle, neben welchem, durch keine Wand von ihm gesondert, in geringer Höhe eine Art Obdach angebracht ist, woselbst der Führer am Boden einige Steinplatten als

Herd zur Anfachung eines Kochfeuers findet. Wer die Nacht hier verbringen will, drückt sich in eine der Ecken des Raumes, und vergißt, in seine mitgebrachten Decken gewickelt, was er etwa sonst an Bequemlichkeiten sich zu gestatten gewohnt ist.

Die milde Witterung erlaubt uns, zu unserm Glücke, die Gastlichkeit des Khans nur in beschränktem Maße in Anspruch zu nehmen. Wir werden, einen Büchsenschuß vom Khan entfernt, im eignen Zelte campiren, für die Besucher einer aufblühenden Stadt zwar ein sonderbares Auskunftsmittel, dennoch aber ein in jeder Hinsicht empfehlenswerthes.

Während unser Zelt aufgerichtet wird, versammelt sich um uns die ganze Jugend Sparta's. Bald erscheint auch ein hübscher Mann in Feß und Fustanella, der Polizei-Director des Städtchens. Es dünkt ihm für den Ruf der Stadt nicht gerade wünschenswerth, daß wir, inmitten zahlreicher Anfänge der Civilisation, zu einem so nomadenartigen Aufenthalte unsere Zuflucht nehmen. Er theilt unserm Führer sein Bedenken mit und fügt mit großer Artigkeit den Vorschlag hinzu, uns in seinem eigenen Hause die Nacht über zu beherbergen. Da wir indessen, schon aus einer nationalen Abneigung gegen alle polizeilichen Nachtquartiere, dankend ablehnten, so versichert er uns durch Händedruck seiner Hochachtung und seiner Freude über unser Erscheinen; Gefühle, welche wir auf gleiche

Weise zu erwidern beflissen sind. Dergleichen thut ein Grieche nie, ohne dem Fremden Bewunderung für die Angemessenheit seiner Haltung und den vollendeten Anstand seiner Bewegungen abzunöthigen.

Eine Rundschau in den wenigen Straßen Sparta's führt uns zu dem Kaffeehaus des Städtchens. Erholungsorte dieser Art sind dem Süden unentbehrlich. Das schwachbevölkerte Athen bietet deren schon eine gute Anzahl. Wenig wird dort verzehrt, und das Wenige hat kaum einen Preis, aber die umherstehenden Stühle sind nie leer, und die Dominosteine klappern beim Scheine hellster Beleuchtung bis tief in die Nacht.

Unser spartanisches Kaffeehaus entsprach noch einigermaßen dem Character der Einfachheit, welcher dem Namen der Stadt am besten zusagt. Auch die Promenade, an welcher es lag, verrieth erst durch wenige kümmerliche Melien den Zweck, welchem sie dereinst zu dienen bestimmt war, und ein halbes Dutzend bunt aufgeputzter spartanischer Stutzer in Feß und faltenreicher Fustanella, die Stöckchen in der beringten Hand, regten höchstens zu philosophischen Vergleichungen an zwischen dem jungen Geschlecht der Gegenwart und den spartanischen Jüngling der Vorzeit.

Während wir, vor der Thür sitzend, den dicken Kaffee schlürften und dabei von Zeit zu Zeit mit langen Zügen der türkischen Wasserpfeife zusprachen, postirte sich auf einer unmittelbar gegenüberstehende Bank ein buntes Gemisch

von Zuschauern, welche jeder unserer Bewegungen nicht geringere Aufmerksamkeit schenkten, als es weiland ihre Vorfahren auf den Sitzen des Theaters den gymnastischen Spielen gethan haben mochten. An der andern Straßenseite nahm eine zweite Zuschauerreihe an unserer Erscheinung Theil. Es waren die Insassen des Stadtgefängnisses, wozu der obere Stock eines uns gegenüberliegenden Privathauses eingerichtet war.

Nachdem die Neugier der dort Verwahrten befriedigt schien, wandten sie sich wieder einer Vergnügung zu, welche in ihrem geschlossenen Kreise schon vor unserm Erscheinen in vollem Gange gewesen sein mochte, und wofür wir nun unsererseits die Zuschauer abgaben. Es wurde nämlich hinter den Gittern die Romaika getanzt. Die Gefangenen, junge und ältere Männer, vergnügten sich noch damit, als wir aufbrachen. Was uns auffiel, war eine, trotz mancher Aehnlichkeit mit italienischen Gefängnißwachen, doch wieder bezeichnende Verschiedenheit von diesen. In Albano, Mola di Gaeta und andern kleinen Städten Italiens sahen wir auch öfter, bei einem zufälligen Seitenblick, in Gefängnisse hinein. Sie lagen immer zu ebener Erde, wohl deshalb, damit der wachthabende Soldat einen Einblick in das Treiben der Gefangenen behalten konnte. Aber diese benutzten die Straßennähe gewöhnlich zur Ausübung eines ununterbrochenen Bettelgeschäfts, indem sie eine lange Angelruthe mit einem am Ende derselben hängenden Almosen-

beutel über die Straße ausgestreckt hielten; der Soldat pflegte ihre Bitten zu unterstützen. Hier in Sparta war kein solcher Nebenerwerb im Schwung. Der Grieche bettelt nicht.

Was wir über die jetzigen Bewohner des spartanischen Thales zu hören Gelegenheit hatten, stimmte ohngefähr mit denjenigen Anschauungen überein, welche wir durch anderweitige Mittheilungen und eigene Beobachtungen bis dahin schon gewonnen hatten. So ziemlich finden sie auf das ganze jetzige Griechenland Anwendung. Wir wollen hier einiges zusammenstellen.

Zuvörderst ist jeder Grieche geborner Kaufmann, und wo immer sich ihm Gelegenheit bietet, seine Anlagen in dieser Richtung zu entwickeln, da überflügelt er andere Nationalitäten. Ein Blick auf die fast zum Monopol gewordene Ausdehnung des griechischen Kornhandels im schwarzen Meere und die Verdrängung der englischen Kaufleute aus diesem Gewässer, genügt, um die große Fähigkeit des griechischen Kaufmanns zu bekunden. M. Mongredien (in seinem Report on the Corn Trade etc.) weist nach, daß seit 1822 die Zahl der griechischen Handelshäuser in England von fünf auf ungefähr Zweihundert gestiegen ist; daß jene fünf etwa ein Capital von Fünfzigtausend Pfund Sterling besaßen, während jetzt eins jener zweihundert Häuser auf nicht weniger als etwa auf das Vierfache der genannten Summe als Jahres-Einkommen geschätzt wird; daß ferner Bankerotte zu den Seltenheiten gehören

und daß griechische Lieferungsgeschäfte mit großer Zuverlässigkeit abgewickelt werden.

Im Einklange mit dieser erwerbenden Richtung zeigt sich auch bei Familien-Verbindungen der Geldpunkt als ein in erster Linie beachteter Factor. In Griechenland, wie auf den Jonischen Inseln bildet die Mitgift viel öfter den Grund zu einer Ehe, als es Neigung der Herzen zu einander thut. Da Ausländer weniger Ansprüche in dieser Beziehung machen, so finden sie in jeder Familie, wo heirathsfähige Mädchen sind, besonders entgegenkommende Aufnahme. Der kürzeste Aufenthalt in Griechenland genügt, um diesen Erfahrungsatz durch eigene Beobachtungen zu bestätigen.

Die Sittlichkeit der weiblichen Jugend scheint unter dem Doppelschutze strenger Ueberwachung Seitens der Verwandtschaft und eigner Schüchternheit größer zu sein, als man diesseits der Alpen begreiflich finden wird. Mag Athen in dieser Beziehung auch vielleicht unsere größern Städte nicht sehr in den Schatten stellen; die Landbevölkerung, verglichen mit derjenigen unserer Dörfer, thut es ohne allen Zweifel. Statistische Belege fehlen übrigens noch zur Stunde. Es gibt im Peloponnes noch nicht einmal Geburtsregister.

Aussteuern bestimmt der Vater gewöhnlich in Geldeswerth, nicht in Geld selbst. Eine Braut bringt ihrem Zukünftigen eine Anzahl Oelbäume, eine gewisse Menge

Korinthenstöcke als Morgengabe, d. h., der Vater tritt ihr von seinen Pflanzungen einen bestimmten Antheil ab. Der junge Ehemann kann ihn bewirthschaften oder verpachten, oft an den Schwiegervater selbst, wie dies z. B. unser Führer that, da die Mitgift seiner Frau in Oelbäumen und Korinthenstöcken auf Zante bestand.

Das Weib hilft dem Manne bei der Feldarbeit, indem es z. B. mit der Hacke dem pflügenden Eheherrn folgt und die aufgeackerten Erdklöße lockert. Daß Frauen und Mädchen allein „in die Ernte“ ziehen, d. h. sich um die Erntezeit vom Hause fort verdingen, wie z. B. im Fulda'schen, im Schwarzwald, auch in manchen Theilen Ungarns, das kommt in Griechenland nicht vor. Reicht der eigene nahe Besitz nicht aus, so hat ein Dorf gewöhnlich in der Ferne noch irgend einen zu gewissen Jahreszeiten bebauten Felderbestand, wohin sich dann aber die ganze Dorfgemeinde mit ihren Kindern und ihren Popen auf die Wanderschaft begiebt. Namentlich haben die Zantioten Korinthenfelder in Morea, um deretwillen sie mehrere Male im Jahre über das Meer wallfahrten. Wir begegneten einem solchen Zuge. Es mochten etwa fünf und zwanzig bis dreißig Familien sein, der weißbärtige Demarch an ihrer Spitze. Auf den Rücken der Esel oder Maulthiere waren die kleinern Kinder in Körben untergebracht; neben ihnen Hühner, als Nachtrab Ziegen.

Mäßigkeit im Essen und Trinken unterstützt die Strenge

ihrer übrigen Sitten. Man sieht keine Berauschte und so auch nicht die Folgen unzurechnungsfähiger Zustände. Sie haben Wein, sie kennen selbst eine Art Brantwein, den Raki; aber die Griechen bleiben mäßige Trinker und natürliche Verehrer des frischen Quellwassers.

Was die Haltung der Mädchen und Weiber, den Fremden gegenüber betrifft, so hat sie etwas, selbst die Neugierde meisterndes Scheues. Obschon nur etwa zwanzig Fremde Morea in dem von uns zur Reise gewählten Frühjahr besuchten und unsere Karavane somit zu einem nicht alltäglichen Anblick gehörte, so sind uns doch häufig Beispiele vorgekommen, wo die uns begegnenden Weiber, auch wenn wir längst vorüber waren, nicht aufblickten, und wo somit der Zwang der Sitte die Oberherrschaft behauptete über die natürliche Lust am Erblicken einer Ungewöhnlichkeit.

Beim Tanze tritt ebenfalls das Bestreben zur Schau, jede lebendige Theilnahme des Tänzers für die Tänzerin, oder umgekehrt, zu verbergen. Mit der gleichgiltigsten Miene wirft der Tänzer der von ihm auserlesenen Theilnehmerin sein Taschentuch hin, mit dem kältesten Decorum nimmt sie ihre Stelle ein. Kein Blick, kein Wort, kein Zeichen einer innern Erregung. Alle Aufmerksamkeit gilt den Fußbewegungen des Andern, und obschon nicht immer ein Zusammenhang zwischen jenen und den danach geregelten Wendungen der Tänzerin erkennbar ist, so sucht das

Auge doch glauben zu machen, es komme keine andere Kunst in Betracht, als diejenige, Absatz und Zehe auf möglichst regelrechte Weise zu bewegen. Von Handgeben ist selten die Rede. Von Umschlingen gar nicht. Meistens fällt der Hauptheil des Tanzes dem Tänzer zu, und er leistet namentlich im Niederkauern und Wiederaufschnellen nicht Gewöhnliches.

Handelt es sich um einen Reihetanz, so tanzt der Führer der Reihe vor; ihm antwortet in minder bewegter Weise der in der Kette ihm Nächste. Ein Taschentuch halten Beide an den Zipfeln und sichern sich dadurch Zusammenhang bei möglichst großer Bewegungs-Freiheit. Vom Zweiten an setzt sich die Kette durch Hand in Hand halten fort. Nur die ersten zwei aber tanzen; alle Andern machen ohne Unterbrechung zwei Schritte rechts, dann einen rückwärts, einen vorwärts und wieder zwei Schritte rechts. Die Geschlechter mischen sich bei diesem und auch so bei den andern Tänzen (zu Zweien oder zu Dreien) ohne Regel. In Constantina tanzte eine Frau vor, nachdem ein Mann ausgetreten war. Bei dem Pelikonfeste tanzten mehrere Mütter mit, welche ihre Säuglinge nach eben beendigtem Tanze wieder an die Brust nahmen, wobei man übrigens nicht vergessen darf, daß dies Schritthalten weniger als selbst ein mäßig rasches Gehen erhitzt.

Häufig sieht man lauter Weiber tanzen, häufig auch lauter Männer, ebenso oft sieht man Alt und Jung in

bunter Mischung. Um dem Vortänzer möglichsten Spielraum für seine Kunst zu lassen, ist die Kette nicht geschlossen. Die Zahl der Theilnehmer hat keine Grenzen. Die strenge Tactbewegung Derjenigen, welche weder Vortänzer, noch diesem zunächst Tanzende sind, giebt vielleicht einen Anhalt für die rhytmischen Bewegungen des alten griechischen Chors. Es liegt über die so im feierlichen Schrittmaße den Chorführern Folgenden ein eigenthümlicher Ernst gebreitet, als handle sich's, wie in früherer Zeit, noch immer um eine Art Götterdienst.

Die Musik zur Romaika ist durchaus ursprünglich. Schalmei und flache Trommel genügen ein für alle Mal. Die letztere wird mit einer Gerte oder einer Oelbaumwurzel bearbeitet, und von Zeit zu Zeit erhebt der Trommler seine Stimme noch zu einem schnarrenden Gesange. Das Tempo ist ein mäßiger Zweivierteltakt, die Periode zweimal 4 Taktheile lang. Die Melodie geht in Dur und ist unbedeutend.

Ueber den griechischen Volksgesang sprachen wir an einer andern Stelle; der liturgische Gesang der Popen ist ganz nasal, und es scheint fast, als habe das Kreischen der Brunnenwinden am Niel den traditionellen Charakter dazu hergeliehen.

Da wir einmal die Sitten der Griechen in verschiedenen ihrer Aeußerungen berichten, mag noch erwähnt werden, daß ein griechischer Kirchhof das Bild der größten

Nachlässigkeit bietet. In Steno, nächst Tripolitza, hatten wir die verschlossene neue Kirche von allen Seiten gemustert, als uns einige Ziegelscherben zu unsern Füßen auffielen, über die wir bereits zu mehrern Malen fortgeschritten waren, in deren Vertheilung indessen ein gewisses System zu walten schien. Wir gewahrten erst jetzt, daß wir auf einem Grabe standen und daß rings um uns eine Anzahl ähnlicher Ruhestätten lag. Lose Feldsteine, Ziegelscherben und eingesunkene Erde waren die einzigen Abzeichen dieser Gräber; weder Kreuz, noch behauener Stein, noch Name oder Nummer unterschieden eins von dem andern, die Scherben lagen nach Westen. Die Richtung der Gräber ging von Westen nach Osten.

Aehnlich war die Ausstattung anderer Kirchhöfe. Um den Verwesungsproceß zu beschleunigen, läßt man sogar zuweilen die Gräber halb offen. Nach Verlauf eines halben Jahres wird das Grab ganz geöffnet und der Inhalt in's Beinhaus geschafft. Dieser Gebrauch erleidet indessen Ausnahmen. Auf Zante z. B. besteht er nicht.

Ueber die rasche Beerdigung, fast immer am Todestage selbst, hörten wir manche Klagen, da bei der mangelnden ärztlichen Leichenschau nicht selten Fälle lebendigen Bestattens vorkommen. In Athen selbst hatte sich erst kürzlich und zwar bei der Beerdigung eines Deutschen etwas derartiges zugetragen.

Wir sahen daselbst drei Beerdigungen, die eines Popen,

die eines Kindes und die einer Frau. Die letztere war noch in der Kirche ausgestellt. Sie trug ihre besten Kleider und lag wie schlafend, von Blumen ganz überschüttet, im offenen Sarge. Rechts und links standen Geistliche im Schmucke ihrer langen Locken und Bärte, und sangen. Viele Anwesenden kauften dünne gelbe Wachskerzen und zündeten sie an. — Der Sarg mit dem Kinde begegnete uns auf der Straße. Voraus ging ein Knabe mit dem Sargdeckel, welcher, mit rothem, weißem und blauem Zeuge faltenreich überzogen, fast einer Harfe glich. Dann folgten zwei Kirchenstandarten und drei auf Stöcken getragene Sonnen von Messing. Singende Popen hinter diesen, und darauf, von vier Männern an Griffen getragen, der offene Sarg, ganz mit Blumen bedeckt, so daß wir das Kind nicht sehen konnten. Knaben mit nichtangezündeten Kerzen gingen zu Seiten des Sarges. Trauernde Verwandte und leere Kutschen folgten.

Ganz ähnlich war die Bestattung des Popen.

Die Letzteren sind bekanntlich von dem Volke nicht viel anders unterschieden, als daß sie gewöhnlich lesen und schreiben können, Kenntnisse, die noch nicht gar häufig unter dem griechischen Landvolke angetroffen werden. Namentlich wird es für überflüssig gehalten, daß sich das weibliche Geschlecht mit Erlernung dieser Fertigkeiten plage. Unser Führer verrieth uns, er lasse seine Mädchen weder Eins noch das Andere lernen, da sie,

wenn einmal Liebesbriefe geschrieben oder gelesen werden könnten, zu schlecht zu hüten seien. Uebrigens mag es auch Popen geben, welche selbst dieser Anfangsgründe heutiger Bildung entbehren. So sagt man wenigstens. Wir selbst fanden unter den Dorfpopen, mit denen wir verkehrten, keinen, welcher nicht schreiben konnte. Sie dürfen sich einmal verheirathen, bleiben aber nach dem Tode ihrer Frau für die übrige Zeit ihres Lebens Wittwer. Meist haben sie etwas Würdevolles in Haltung und Geberde, was freilich dem Griechen fast angeboren ist, und wobei der kleidsame Talar und der männlich schöne Bart mit den langen Hauptlocken ihnen zu Statten kommen. Auf letztere beiden Zierden des Popen scheint bei seiner Beförderung in's Amt hauptsächlich gesehen zu werden. Zu Rednern bilden sie sich schon deshalb nicht aus, weil in der griechischen Kirche überhaupt nur selten, in den Dorfkirchen aber nie gepredigt wird. Auch wird den Dorfpopen nicht gebeichtet. Ein Geistlicher höheren Ranges kommt von Zeit zu Zeit, um Beichte zu hören, was vor dem offenen Beichtstuhle geschieht.

Somit haben die gewöhnlichen Popen nur den ceremoniellen Theil der griechischen Religion zu verrichten, wozu eben auf ansehnliche Gestalt und kräftige Stimme gesehen werden muß. Sie bestellen ihr Feld wie ihre Gemeindegenossen, dienen als hilfreiche Vermittler in Streitsachen oder verwickelten Rechnungen, und helfen nament-

lich allemal mit kleiner Wechselmünze aus, wo ihre Dienstfertigkeit benöthigt wird. Sie haben uns oft und uneigennützig in dieser Weise beigestanden, und auch bei den Einkäufen unseres Führers sich mit Rath und That gefällig erwiesen. Je nach der Beschaffenheit ihrer Gemeinde sind sie besser oder schlechter gestellt. Einige haben freie Wohnung und Feld, Andere nicht. Im Allgemeinen scheinen sich ihre Einnahmen bei Todesfällen, Heirathen und Taufen auf resp. 4 Drachmen, 2 Drachmen und 1 Drachme zu belaufen, wobei die Drachme auf etwas mehr als einen Zwanziger anzuschlagen ist.

Kreuze am Wege sieht man fast nirgends, sowie man überhaupt von gottesdienstlichen Verrichtungen nicht mehr als in protestantischen Ländern gewahrt. Eigentliche Heiligenverehrung giebt es nicht. Außer dem Sonntag wird hauptsächlich der Tag der Verkündigung Mariä gefeiert, ferner Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Himmelfahrt und der Tag des Täufers. Dem am letzteren Tag durch Hineinstellen eines Kreuzes und durch priesterlichen Segen geweihten Wasser schreibt man besondere Kraft zu. Als Geberde ist das Zeichen des Kreuzes sehr verbreitet. Bei den Beichtstrafen soll es nicht selten vorkommen, daß Geldbußen an öffentliche Wohlthätigkeitsstiftungen auferlegt werden; auch Privatspenden an Arme oder dem Popen als würdig bekannte Bräute, welche der Aussteuer ermangeln, sollen zuweilen auf diese Weise ermittelt werden. Papa

Vicino in Zante stand in dieser Beziehung vor Allem in dem Rufe wohlthätigen Wirkens. Seinem eigenen, sehr reichen, aber geizigen Bruder (so erzählte uns der Zantiot, welcher unser Führer war) habe der heilige Herr einmal auf ähnliche Weise stark in Contribution gesetzt. Papa Vicino war durch einen Handwerker um 200 Thaler als Anlehen gebeten worden. Er selbst hatte keine Mittel, dem Bittsteller aus der Klemme zu helfen. Sein Bruder aber pflegte von dergleichen Anlehen nichts wissen zu wollen. Griechische Schlauheit gab ihm einen Ausweg an. Papa Vicino sagte seinem Bruder, ihm sei ein Weinberg billig angeboten worden; für 200 Thaler hoffe er handelseinig zu werden; ob er ihn für den Bruder kaufen solle. Dieser ging in die Falle. Als er Tags darauf wissen wollte, wo der glücklich erhandelte Weinberg liege, fand sich's, daß von einem symbolischen Gute die Rede gewesen war, und daß der Geizige durch seine dem Handwerker geliehenen 200 Thaler sich einen Weinberg im Himmel gesichert habe, — eine Wendung des Handels, in welche sich der neue Besitzer desselben mit Widerstreben, aber doch mit schließlichem Nachgeben fügte.

Andere Papas haben zu minder günstigen Sagen über ihre Geldgeschäfte Anlaß gegeben. Papa Costa, der Führer jener neuesten gegen Thessalien gerichteten Bewegung, empfing, wie man sagt, im entscheidenden Augenblicke eine Bleidose feinen Schnupftabaks zum Geschenk; der Boden

der Dose war mit Sovereigns belegt, und Papa Costa verstand so gut den versteckten Wink, daß er vom nämlichen Augenblicke an keinen lebhafteren Wunsch kannte, als der begonnenen Unternehmung eine der englischen Partei bequeme Richtung zu geben. Er hat sich, seit diese Geschichte in die Oeffentlichkeit drang, in ein griechisches Kloster auf Syra zurückziehen müssen.

Käuflichkeit, Bestechlichkeit, Geldgier sind Untugenden, welche, vielleicht ein Vermächtniß ihrer langen Unterdrückung, den griechischen Beamten bis in die höchsten Stellen hinauf nachgesagt werden. Es erschweren diese Fehler auf sehr wahrnehmbare Weise das mühevolle Werk der Festigung und Regelung Neu-Griechenlands. Der König mag, diesen Unvermeidlichkeiten gegenüber, einen schwierigen Stand haben, fußt indessen, seit seinem Verhalten zur Zeit der Occupation des Pyreäus, auf nationalen Sympathien; wir hatten im ganzen Peloponnes vielfache Gelegenheit, diese Wahrnehmung zu machen. Leider scheint er nicht diejenige Energie zu besitzen, welche einem jungen Staatsorganismus förderlich wäre. Das Bonmot Ed. About's: Der König liest, unterschreibt aber nicht; die Königin unterschreibt, liest aber nicht, gilt aus diesem Grunde für sehr zutreffend. Die massenhaften Todesurtheile gegen die Räuber sind meistens durch Frauenhand unterzeichnet worden.

Gedenken wir zum Schlusse neben jenen Schattenseiten

des griechischen Volkscharakters, wie sie in der Hauptstadt durchschimmern, noch einer Lichtseite: dies ist die große Lernbegierde des Griechen. Die junge Universität zählt bereits über 600 Studenten. Wer irgend zum Studiren gelangen kann, thut es, zum Theil mit den größten Entsagungen. Es wurden uns Fälle genannt, wo junge Griechen sich als Diener nach Athen vermietheten, um dort in den Freistunden einem Studium, z. B. der Arzneikunde, obzuliegen. Begreiflicher Weise werden für jetzt noch diejenigen Wissenschaften bevorzugt, welche zu einem Lebensunterhalt führen.

Die deutsche Colonie Herakli bei Athen.

Was inmitten des wiedererstandenen Griechenlands immer von neuem an die große Jugend dieses modern antiken Staats erinnert, das sind die mancherlei deutschen oder eigentlich bayerischen Ueberbleibsel, welche die Constitutions-Revolution von 1843 verschont hat, nachdem sie den bayerischen Beamten im Allgemeinen den Garaus machte und den König selbst zum Anlegen der nationalen Fustanella bewog.

Auffallende Ueberbleibsel dieser Art sind besonders die bayerischen Uniformen. Man hat eine Weile den Versuch gemacht, das Palikaren-Costüm als Uniform des griechischen Militärs einzuführen. Aber mit dieser Tracht hängen Erinnerungen zusammen, welche der militärischen Disciplin nicht förderlich waren — Erinnerungen an die Kämpfe auf eigene Faust, welche gegen die Muselmänner durchgefochten worden, und wobei das Räuberwesen, dem

die Griechen zuneigen, ein unerwünschtes militärisches Spiegelbild erhielt.

Seit längerer Zeit ist man dahinter gekommen, daß, eben um dieser bedenklichen Neigung willen, der Unterschied zwischen Militär und Palikar auch äußerlich in Griechenland nicht auffallend genug sein kann, um eine Vermischung ihrer stark gesonderten Lebensaufgaben zu verhindern. Und so steht denn in allen Theilen Griechenlands die bayerische Uniform auf dem Posten.

Außer diesen Ueberbleibseln des ehemalig stockbayerischen Neugriechenlands giebt es noch eine deutsche Colonie, welche jener Zeit ihre Entstehung verdankt und deren Mitglieder den deutschredenden Reisenden zuweilen in den Straßen der attischen Hauptstadt anreden.

Wir glaubten unsere Zeit nicht zu vergeuden, indem wir uns nach längerem Verweilen unter den alterthümlichen Resten Athens auch einmal auf den Weg machten, um diese stammverwandte Colonie aufzusuchen. An einem sonnigen Maitage wanderten wir denn auf der neu entstehenden Aeolus-Straße in der Richtung des Pentelicus auf's Land.

Hinter uns glänzte die marmorne Akropolis im Morgenlichte. Die Straße, welcher wir folgten, führte über den Pentelicus hinaus nach den Schlachtgefilden Marathons. Für diesmal aber hatten wir allen classischen Erinnerungen Valet gegeben, und weder der rechts aus der Ebene sich

emporhebende Lykabettus noch der Cephissus, welcher zur Linken durch Oel- und Weinpflanzungen dem Meere zuströmt, zogen uns von dem Ziele unserer Wanderung ab.

Die blühenden Reben sandten uns dafür ihre Reseda ähnlichen Düfte herüber, und Nachtigallen ohne Zahl lockten und schmetterten in den niedern Rosen- und Myrtengebüschen des fernen Flußufers.

Nachdem wir etwa eine Meile gewandert sein mochten, immer zwischen bebauten Feldern und silberglänzenden Olivenbäumen unsern Weg verfolgend, erblickten wir in einiger Ferne die scharf sich verjüngende Spitze eines Kirchthurms, wie sie wohl in der Gegend von Tegernsee und auch in einigen Thälern der österreichischen Seite Tyrol's gegen die breit bauschenden Birnenkuppeln ihr gerade gen Himmel deutendes Recht behaupten. Es war der Kirchthurm der bayerischen Colonie.

Sie trägt sonderbarer Weise keinen deutschen Namen.

Herakli heißt sie. Vielleicht zu Ehren jener gleichnamigen Stadt des Alterthums, welche dem Lohgerber Anytes ihre Thore verschloß, weil derselbe den Proceß gegen Sokrates mit veranlaßt hatte. Es kommt uns Deutschen ja vorzugsweise zu, den Schutzstätten der Philosophie ein dankbares Andenken zu bewahren. Vielleicht auch zu Ehren des Helden Herakles selbst und um sich sofort dem Schutze eines Gewaltigen zu empfehlen, dem so große Thaten nicht zu schwer geworden waren.

Die That dieser Ansiedelung selbst schien demungeachtet den guten Leuten, die wir hier fanden, nahezu über den Kopf gewachsen; der erste Anblick der Niederlassung war kein eben erfreulicher, und während unserer Rast in dem Dörfchen hörten und sahen wir weniges, was unsern Wünschen für ein so gut gemeintes Unternehmen sonderliche Erfüllung verhieß.

Begründet wurde diese Colonie bald nach des Königs Otto Ankunft in Griechenland, also etwa um's Jahr 1833. Man baute in gesunder Gegend zwei Reihen einstöckiger, Wand an Wand gränzender Häuser zu zwei bis drei Fenstern. Diese Häuserreihen bildeten keine Straße, sondern den rechten Winkel eines nach zwei Seiten freigelassenen Platzes, in dessen Mitte vor einiger Zeit königliche Munificenz jenes spitzthürmige Kirchlein errichtet hat. Jede Familie erhielt außer einem Häuschen 80 Morgen Landes, ehemals dem benachbarten Kloster „Jerusalem" zugehörig. Zur Zeit der Ansiedelung bestand die Genossenschaft aus 32 Familien. Nach gewöhnlichen Verhältnissen hätte jetzt nach mehr als zwanzig Jahren die Zahl sich wenigstens verdoppeln müssen. Dennoch ist das Gegentheil der Fall. Es giebt in Herakli nur noch 24 Familien oder etwa 100 Köpfe. Drei Häuser sind eingefallen und Niemand baut sie wieder auf.

Somit ist dies Unternehmen als verfehlt zu betrachten, und da es die Achtung, welche dem deutschen Namen

aller Orten zu wünschen ist, nur beeinträchtigen kann, so sollte dem Dinge je eher desto lieber ein Ende gemacht werden, es sei denn, man entschlösse sich höchsten Orts, nun das Kirchlein einmal steht, auch den Verhältnissen der Gemeinde in durchgreifender Weise aufzuhelfen.

Der größte Fehler scheint gleich im Anfange gemacht worden zu sein. Schon der Wirth, bei dem wir einsprachen, wies sich als ein Mann aus, welcher zum Ansiedler nicht viel besser getaugt hatte als die Pike zum Pflügen. Er war Lancier gewesen, hatte eine Marketenderin geheirathet und mit dieser, auch der eigentlichen Landwirthschaft wohl nicht ganz zugethanen Hälfte sein gutes Glück versucht. Die übrigen Ansiedler waren verwandten Beschäftigungen entronnen, oder man hatte sie aus der Werkstatt fortgeholt, so daß sich nicht minder als die volle Apostelzahl unter ihnen befand, welche vor Zeiten zu Nadel und Scheere schworen.

Zwanzig Kühe und vierzehn Pferde bilden gegenwärtig das vierfüßige Inventarium der Colonie — ein Viehbestand, welcher natürlich die Düngungsverhältnisse auf das allerbescheidenste Maß hinabdrückt, und welchen zu vergrößern andererseits der Futtermangel verbietet. Unsere handfeste Frau Wirthin, welche, den Strohhut auf dem Kopf und die Brille auf der Nase, uns durch trefflichen Wein die patriotischen Grillen zu vertreiben suchte, entschuldigte das Stocken des ganzen Betriebs durch den eben schon betonten

Mangel an Dünger. Sie hatte ein Trostsprüchlein im Hinterhalt:

Wo kein Mist,
Ist kein Christ —

ein Sprüchlein, mit dem sie vollgültig zu beweisen sich getraute, daß die Colonie nicht zu gedeihen vermöge.

In der That kämpfen diese guten Leute aber noch mit manchen andern Schwierigkeiten. Schon ihre Heimathsgewohnheiten mußten ihnen manche Gefahren bereiten. Einem Lande entstammend, wo das billige Gebräu des Königs Gambrinus die Kehle zu Ansprüchen auf fortwährende Anfeuchtung berechtigt, konnte es nicht fehlen, daß sich jedem Ansiedler ein böser Genosse mit in's Quartier legte, und das war der Durst. Man hat erst in südlichen Gegenden einen ungefähren Begriff von dem heftigen Naturell dieses heimtückischen Gesellen. Der Grieche kennt ihn auch, aber von Haus aus mäßig, wie alle südlichen Völker, kühlt er seine Leidenschaft im kalten Quellwasser und befindet sich wohl dabei. Unsere deutschen Landsleute haben von dieser Liebhaberei kaum eine Ahnung. Was nicht farbig in der Flasche glänzt, reizt sie nicht, und was nicht auf der Zunge prickelt, taugt, meinen sie, auch nicht für die Eingeweide. So haben sie denn, statt des nicht aufzutreibenden Biers, sich an's Weintrinken gewöhnt und sich natürlich schlecht dabei befunden, da eben dasjenige Klima, welches den besten Wein reifen läßt, in unzähligen redenden Beispielen

dem Menschen die größte Enthaltsamkeit predigt. Weinbau aber taugte, nach der Lage von Herakli, noch am besten für den Betrieb der jungen Colonie, und es kann ihr nachgerühmt werden, daß sie dem Rebenstock edleres Blut zu entlocken verstanden hat, als es je früher einem Griechen gelungen sein mag. Es darf ihnen um dieses Verdienstes willen nicht zu schwer angerechnet werden, daß sie selbst die Haupttrinker in ihren Weinpflanzungen blieben.

Uebrigens kam ihnen, um den Vergleich so sehr zu Ungunsten der griechischen Winzer ausfallen zu lassen, die leidige Gewohnheit der letztern zu statten, allen Wein zu reziniren. Mit diesem Ausdruck wird der abscheuliche Kiengeschmack erläutert, welcher dem nationalen Wein künstlich beigemischt wird und jedem Trunk seine ursprüngliche Lieblichkeit benimmt. Nicht umsonst pflanzten die Bacchantinnen und Mänaden Pinienäpfel auf ihre Thyrsusstäbe. Dem Griechen war und ist der Zusatz des Pinienharzes ein unentbehrlicher Weinverbesserer.

Man ist versucht, einen Fluch des Bacchus in dieser nationalen Geschmacksverwirrung zu erkennen und sie haben ihn redlich verdient, wenn die Sage von der Ermordung des ersten Winzers in Attika Wahres berichtet. Er hieß Ikarius und empfing von dem reisenden Weingotte selbst, und zwar als Lohn für freundliche Herberge, die Kunde von dem köstlichen Gewächs. Als er aber mit dem ersten Most freigiebig seine Freunde berauscht hatte,

beschuldigte ihn das Volk der Giftmischung und warf ihn in einen Brunnen. Hier scheint der Traubengott ihn im Stich gelassen zu haben — vielleicht in richtiger Erkenntniß des Vorzugs, welcher dem Wasser doch einmal in so heißen Gegenden gebührt. Zum Ersatz für dies Ungemach wurde Ikarius sammt Tochter und Hund unter die Sterne versetzt, wie männiglich bekannt, die Eine als Jungfrau, der Andere als Arkturos und der treue Vierfüßler endlich als Hundsstern.

Bei alledem sagt man diesem rezinirten Weine nach, er reize zu immer neuem Trinken. Während unseres Ritts durch den Peloponnes haben wir uns fast zu dieser Ansicht bekennen müssen, wie sich denn überhaupt die Zunge bald an's Unvermeidliche gewöhnt, wenn die Kehle der Erquickung bedarf. Es wurden uns sogar Fälle genannt, nach welchen gerade Deutsche allmälig auf griechischem Boden diesem schmählichen Getränk völlig verfallen waren und es scheint fast, als ob unsern Landsleuten, bei ihrer Vorliebe für Flasche und Humpen, kein erhitzendes Getränk in südlichen Ländern auf die Dauer unschmackhaft bleibe.

Sehen wir von diesen, der Colonie wohl verderblich gewordenen Gefahren und Uebelständen ab, so ist kein Grund vorhanden, warum sie bei Fleiß und Ausdauer nicht trotz der anfänglichen Kenntnißlosigkeit ihrer Mitglieder hätte gedeihen sollen. Auch bezogen sich die Klagen der Ansiedler nicht sowohl auf die Verhältnisse

im Allgemeinen als auf zufällige Wetterunbilden, welche sie z. B. schon drei Jahre nach einander mit Hagelschäden kurz vor der Weinreife heimgesucht hatten. Rechtes Behagen, auch im blos Aeußerlichen, läßt übrigens schon die armenviertelartige Anlage der Häuser selbst nicht aufkommen. Da der Boden nichts kostete, hätte füglich jedes Haus frei hingestellt werden müssen, so daß sich nach und nach diejenige örtliche Heimlichkeit darum zurecht finden konnte, welche unsere deutschen Bauernhäuser so ehrwürdig macht. Da hätte sich jetzt schon eine stattliche Anzahl schattiger Bäume im bunten Durcheinander um die vereinzelten Häuschen breit gemacht und ihnen jenen natürlichen Anstrich von Wohlhabenheit und Stetigkeit gegeben, dessen Geheimniß aus den ragenden Zweigen und den weitausgreifenden Aesten eines fröhlich gedeihenden Baumes uns entgegensäuselt. Grüne, buschige Gärtchen wären in seinem Schutze herangewachsen; man hätte das frischsprudelnde Wasser umhergeleitet, um dessentwillen die Ansiedler eben dieses Fleckchen Erde vor andern ihnen angebotenen aussuchten, und der wachsende Wohlstand des einen, der schmückende Fleiß des andern hätte im Laufe der Jahre einen spornenden Wetteifer hervorgerufen, der in der Freude am Gelingen die Kraft zu neuen Anstrengungen finden konnte.

Von diesem allen ist nichts berücksichtigt worden. Wie eine Taschenausgabe von Caserne liegt der klägliche Häuser-

winkel im Sonnenbrande da. Vor den Thüren zieht sich etwas hin, was wie der Schemen eines Gartenplans ausschaut und sich bei einem Umfang von den ersten zwei bis drei Schritten im Gevierte schon selbst als unnütze Zierde aufgegeben hat. Erst hinter den Häusern hat sich der Versuch, und mit besserm Erfolg wiederholt. Dort stehen Reben, Mandel-, Oliven-, Granat- und Maulbeerbäume, und führen den Beweis für die Willfährigkeit der Natur, wo ihr nur der geringste gute Wille entgegenkommt.

Es ist zu bedauern, daß dieselbe Hand, welche deutsche Ansiedler hier pflanzte, nicht die weitere Sorge übernahm, ihnen wenigstens eine Dorflinde, oder an deren Stelle eine Platane zu setzen, und daß man sich in dem äußern Plane der Ansiedlung so ganz vergriff oder mit dem blos Allernöthigsten begnügte.

Aber noch jetzt würde einige Nachhülfe der angedeuteten Art nicht zu spät sein. Die Königin begünstigt in diesem Sinn ihr Gut Carolinenhof. Außerdem hat sie den üppig grünenden Palastgarten in's Leben gerufen, welcher für Athen ein wahres Paradies zu werden verspricht. Auch die Straßen läßt sie mit rosablühenden Melien und andern rasch wachsenden Bäumen bepflanzen, und so mag bei ihrer preiswürdigen Vorliebe für diese den Griechen abgehende Culturrichtung der Wunsch gerechtfertigt erscheinen, sie möge dem undeutschen Aussehen Herakli's durch freigebige Spenden aus ihrer Baumschule zu Hülfe kom-

men. Sie wird sich den Dank aller derer verdienen, welche jetzt mit wirklichem Bedauern dies Zerrbild einer deutschen Colonie dem spöttisch darauf hinabblickenden Ausland preisgegeben sehen, preisgegeben in einem Lande, das ein deutscher Fürst regiert, das einer deutschen Fürstin den Namen Königin verschaffte.

Um übrigens eine andere Seite, welche der Colonie nachtheilig ward, nicht ganz unerwähnt zu lassen, sei das Schicksal eines dieser Ansiedler hier noch nacherzählt, wie sich's nach seinem eigenen Bericht in Folge der bewußten Niederlage des Stockbayernthums im Jahre 1843 gestaltete; Andern wird's ähnlich gegangen sein.

Es war der erste Colonist, dem wir beim Besuch Herakli's begegneten. Sein Hutt und Ho! klang uns schon von weitem in die Ohren und hätte uns den „deutschen Bruder" verrathen, wenn selbst die den Griechen nicht eigene Gewohnheit, mit vierräderigen Ackerwagen und zwei Pferden zu fahren, ihn nicht schon auf den ersten Blick als Nichtathener gekennzeichnet hätte. Ein Spitz bewachte die Wagenladung und bellte uns gutheimisch an. Der Fuhrmann selbst, in kurzer Jacke, den Schlapphut über die struppigen Haare gezogen, die braune Ahornpfeife in den Zähnen, schien noch heute in Kleidung, Haltung und Benehmen jenem schwer zu verkennenden Volksstamm unverändert anzugehören, den der Witz der fliegenden Blätter in so bunten Farben schillern läßt. Meyer war sein Name,

Ingolstadt seine Heimath, und seine Frau Marie stammte aus einem bayerisch-tyroler Dörfchen, dessen Namen er glücklich vergessen hatte. Zur Zeit, als der königliche Palast erbaut werden sollte, also um's Jahr 1836, errichtete der ehemalige königlich bayerische Cavallerist Meyer aus Ingolstadt eine Wirthschaft an den Marmorbrüchen des Pentelicus. Nach einiger Zeit schlug man ihm vor, seine Kenntnisse vom Fuhrwesen bei den Marmortransporten zu verwerthen, und statt der kleinen, unzureichenden griechischen Wagen größere nach deutschem Muster in Gang zu bringen. Er ging darauf ein, und schaffte nach und nach 14 Zugpferde an, wobei er sein ganzes bis dahin erworbenes Vermögen, etwa 1400 Gulden, feststeckte. Unglücklicherweise für ihn machte das Jahr 1843 einen häßlichen Strich durch die Rechnung. Nachdem Militär und Volk am 15. September jenes Jahres 10 Stunden lang den Palast des Königs belagert hatten, unterzeichnete dieser die Verfassung und schwor damit das Stockbayernthum ab. Die letzten Schwingungen dieses griechischen Erdstoßes warfen auch Meyer von Ingolstadt aus seinem deutschen Sattel. Waren ihm bisher die königl. Beamten geneigt nnd förderlich gewesen, so mochte er jetzt sehen, wie er mit den hellenischen Ministern von reinstem Wasser fertig würde. Irgend ein Christopulos oder Spiridion rückte in seine Stelle. Meyer aus Ingolstadt stand neben seinen leeren Wagen und neben diesen scharrten die

14 Pferde ungeduldig im classischen Sande, wie er selbst, ihr Herr und Ernährer, noch unmuthiger sich hinter den Ohren kratzte. Es war indessen nicht viel Zeit zu verlieren, die Pferde wollten fressen und der Hafer war durch die Fustanellen-Verfassung nicht billiger geworden. So mußten die 14 Pferde denn verkauft werden und zwar etwa zu einem Drittheil des Kostenpreises.

Von da an ging es mit dem Marmorfuhrmann bergab. Man rieth ihm, sich einmal an den König selbst zu wenden. Ein wohlwollender Mann im Hofmarschallamt verfaßte eine Bittschrift, welche, wie üblich, mit der Gerechtigkeitsliebe der Majestät anhob. Im Schloßgarten wartete der Bittsteller dann die günstige Gelegenheit ab, sie dem König zu überreichen. Nachdem er in den Oleander-Verstecken ein paar Fußfälle eingeübt hatte, hörte er den Herrn des Marmorpalastes nahen. Einige Augenblicke später war das Papier glücklich überreicht, und Meyer stand wieder, gnädig entlassen, auf seinen eisenbeschlagenen Sohlen. Bald darauf wurde er in's Hofmarschallamt beschieden. Man sicherte ihm — mündlich — 2200 Gulden zu und erbot sich vor der Hand eine Abschlagszahlung von 700 Gulden zu leisten. Bei dieser Summe hatte es aber sein Bewenden, denn ein neuer Ministerwechsel verschüttete noch einmal die mühsam durch wohlwollende Hülfe ihm gebahnten Wege, und seitdem fand sich kein Palastbau, bei dem sich das Verlorne wieder nachholen ließ.

„Behüt Ihne Gott!“ schloß der Ingolstädter seinen kläglichen Bericht und knallte mit der Peitsche um die Ohren seiner zwei Pferde. „Nu hob ich einmal wieder die Leber frei geschwätzt, behüt Ihne Gott! daheim ist’s freili besser!“

Wir hielten uns nicht berufen, ihm seinen Glauben zu trüben. In der Colonie jedenfalls war’s nicht zum Besten bestellt, und die deutsche Sense, der deutsche zweispännige Pflug, die breite zweispännige Egge schnitten, ackerten und rauften um uns her, ohne dem Bild diejenige heimische Behäbigkeit zu geben, welche wir bei unserer Wanderung nach Herakli zu finden gehofft hatten. Möchten spätere Besucher über freundlichere Eindrücke berichten können!

Irrsinnige in Griechenland.

Einen der sonderbarsten Aufenthalte für Geisteskranke bietet das Kloster Daphne, zwischen Athen und Eleusis, in dem berühmten Engpaß gelegen, welcher die eleusinische Ebene mit der attischen verbindet.

Klöster sind an sich in Griechenland nicht eben von wohnlicher Beschaffenheit. Mit wenigen Ausnahmen befinden sie sich im Zustande der Auflösung oder gar des vollkommenen Verfalls, nicht sowohl ihrer sittlichen Haltung nach, als vielmehr um ihrer ganzen Einrichtung und Bestimmung willen, für die sich das Interesse überlebt hat.

So ist denn auch Daphne seinen ursprünglichen Zwecken entfremdet worden. Die Mönche haben ihre Sandalen und Talare weggeworfen, und sich unter das Volk gemischt, oder als Popen ein Unterkommen gefunden. Die Zellen stehen leer, die Kirche ist kaum noch zugänglich; Lorbeer, Myrte und Oelbaum gucken in fröhlicher Sicherheit aus dem eingestürzten Refectorium hervor, und wo die Küche vor Zeiten die schmale griechische Klosterkost spendete, da

haben sich unsere Maulthiere mit Sack und Pack im wuchernden Farrenkraut gelagert, während unsere Pferde den wasserarmen Brunnen beschnuppern, welcher den Mittelpunkt des Klosterhofs bildet.

Große Marmorquadern gaben diesem vormittelalterlichen Bau an einigen Stellen ein antikes Ansehen. Sie sind dem Apollo-Tempel entliehen, welcher früher auf dieser Stelle stand und das Schicksal der meisten vorchristlichen Andachtsstätten theilte: die Fundamente herzugeben zu einem Gotteshause der nachdringenden Religion.

Drei jonische Säulen zierten noch zu Anfang dieses Jahrhunderts die eine Seite der Klosterkirche. Lord Elgin, der antiquarische Plünderer, mißgönnte auch ihnen das Verbleiben im Vaterlande des Apollo-Cultus, sie sind nach England verschleppt worden. Andere Marmorfragmente von vorzüglicher Arbeit dürften, allem Anschein nach, dem Venus-Tempel entnommen worden sein, welcher unter dem Apollo-Tempel lag, und dessen Attribute in weißen Tauben aus Marmor zu Tag kamen.

Man sieht, der Aufenthalt hat eine Menge sinniger Bezüge, welche auf das Leben außerhalb dieser verwitternden Mauern zurückdeuten: die Liebe, die arge Sinnverwirrerin, hatte ihren blumengeschmückten Altar in nächster Nähe, der Gott dem „der holde Wahnsinn die Lippen zum Gesang regte", wurde an dieser Stelle verehrt. Und nun flüchten in Hoffnung auf Genesung in den zweifelhaften

Schutz dieser Trümmer diejenigen Unglücklichen, welche in lichten Stunden sich Heilung dort versprechen, wo immer der taube Lärm der Tagsgeschichte sie nicht erreicht.

Die wenigsten mögen genesen heimkehren, und in der That, wer irgend Anlage zum Tiefsinn in sich birgt, läuft in dieser Einsamkeit Gefahr, schon allein an den Räthseln menschlichen Glaubens und Unglaubens, deren zerrissene Fäden hier durcheinander flattern, zum unheilbaren Grübler zu werden.

Von einer vorsorglichen Anstalt im Sinn europäischer Irrenhäuser ist hier und überhaupt in Griechenland keine Rede. Dergleichen giebt es nicht einmal in Athen, und wer das Unglück hat, seiner Geisteskräfte nicht selber mehr mächtig zu sein, für den ist außerhalb des eigenen Hauses in keiner Weise gesorgt. Wir werden weiter unten einzelnen solcher Unglücklichen begegnen. Hier in Daphne beschränken wir uns auf einige kurze Andeutungen.

Der ganze Bau ist seit Jahren sich selbst überlassen worden. Im Kriege gegen die Türken hat er, wie noch eine Menge Kugeln in den Mauern beweisen, bei der Vertheidigung des wichtigen Daphnepasses zum letztenmal eine Rolle gespielt. Die byzantinischen Fresken und Mosaiken der Kirche zeigen manchen muselmännischen Prallschuß, und an vielen Stellen haben Yataghan-Hiebe die Köpfe und Hände der Heiligen entstellt. Im Klosterhofe liegen die Zellen in zwei Reihen übereinander, die untere zu

ebener Erde, die obere von einer Holzgalerie umgeben. Einige stehen offen und man blickt in viereckige leere Räume hinein, denen jede Ausstattung fehlt; andere haben Holzthüren mit einer vergitterten Oeffnung, durch welche hin und wieder eine Hand oder ein Antlitz sichtbar wird; noch andere verrathen einen Versuch durch Tisch und Stuhl, durch eine Lampe oder ein Buch das Einerlei des schmucklosen Raums weniger erdrückend wirken zu lassen. Wir ersteigen eine rohe Holztreppe und sind auf der Galerie. Hier wünscht ein armer Teufel von Malteser unsern Rath. Man hat ihn mit seinem Herrn hierher geschickt, da die Aerzte dem letztern nicht zu helfen wissen. Unter den vielen leeren Zellen hat der Malteser sich die geräumigste ausgesucht, und nun wartet er bereits manchen Monat lang der gepriesenen Wirkung dieses trostlosen Orts, dessen übrige Insassen schon hinreichen würden, um den nüchternsten Menschen in Jahr und Tag mit fixen Ideen anzufüllen. „Da liegt mein kranker Herr", sagt er mit dem Ausdruck trauriger Ergebung, „seine bösen vierzehn Tage sind eben im Anzuge."

Seine bösen vierzehn Tage? Was fehlt ihm?

Auf dem Strohsacke nahebei bewegt sich der Kranke, ein Mann von etlichen dreißig Jahren. Der Malteser geht zu ihm, redet ihn an und erhält eine sanfttönende, aber zusammenhanglose Antwort.

„Was ihm fehlt?" erwiedert der Diener dann, „ihm

fehlt periodisch der Verstand, und zwar ist allemal ein Zwischenraum von vierzehn solchen Tagen zwischen einer völlig geistesklaren Zeit von etwa 37 bis 39 Tagen. Alle Arzeneien verschlagen nicht."

Wir erkundigen uns weiter und hören noch, daß Blutandrang zum Gehirn für die Ursache des Uebels gilt.

Aber von einem Arzte weiß dieser verzweifelte Curort nichts. Die frische Luft, das gute Wasser sollen Alles thun. Man begreift, wie wenig sie im Stande sind, ohne sonstige Pflege und Mittel den Leidenden aufzuhelfen. Wir mußten der magnetischen Hand des Irrenfreundes Czippi aus Steyermark gedenken, der so manches zerstörte Geistesleben wieder in's Geleise brachte; auch die glücklichen magnetischen Curen des Dr. Watson in einem Irrenhause Londons fielen uns ein; er hatte in nicht gar langer Zeit vierzig Irre wieder hergestellt. Wie manche Hülfe wäre hier zu spenden gewesen. So weit unsere Kenntniß von dieser Behandlungsweise reichte, gaben wir sie auf die Bitten des Maltesers zum besten, und er erwies sich bei dem an unserm Führer gemachten Proben gelehrig genug, aber wem ist in Daphne aus Schwermuth herauszuhelfen!

Wir hatten uns einem Anbau zugewandt, von wo aus ein naher Blick auf die Deckmosaiken der Kirche möglich sein sollte, als wir plötzlich vor einem ältlichen Herrn standen, welcher sich oben auf diesem Anbau in einer Art

Thurmkammer eingerichtet hatte. Er grüßte uns sehr freundlich, drückte sich gewandt in italienischer Sprache aus, dann auch in französischer, und stellte sich uns als Bibliothekar des Senats vor. Da wir uns in einem Zufluchtsort von Irren befanden, setzten wir einiges Bedenken in die Thatsächlichkeit dieser Mittheilungen, doch bestätigte unser Führer uns nachher, daß der alte Herr in der That jene Stelle ausfülle, sich aber von Zeit zu Zeit wegen Ueberarbeitung und ihrer Folgen hierher zurückziehe. Wir hüteten uns, ihn durch Fragen über die Veranlassung dieser luftigen Sommerresidenz in Verlegenheit zu setzen, doch hielt er selbst für angemessen, sie auf Rechnung eines Fieberanfalls zu schreiben, dem am besten durch Luftveränderung zu begegnen sei. Wir wünschen von Herzen, daß er seitdem keine Ursache zu ähnlichen Ausflügen nach Daphne gehabt haben möge. Seine freundlichen Anerbietungen zur Ausbeutung der mancherlei bibliothekarischen Fundgruben mußten wir leider wegen Ueberfülle anderweitiger Ansprüche an unsere Zeit unbenutzt lassen.

Wir haben seitdem noch ein anderes Kloster kennen gelernt, das außer dem Aufenthalt der Mönche auch der Bestimmung dient, Irre zu verpflegen, oder besser gesagt, unter Schloß und Riegel zu halten, denn weiter erstreckt sich die Sorge für diese Unglücklichen nicht. Das Kloster, dessen wir hier gedenken, heißt Burkano und liegt an einem Abhange des Berges Evas, unterhalb des Berges Ithome.

Hier wäre in Wirklichkeit ein Punkt, wo die Seele von manchen zerrüttenden Eindrücken sich sammeln und erholen könnte, und wenn die griechische Regierung einmal für innere Verbesserungen Zeit finden sollte, statt immer von einem griechischen Weltreich zu träumen, so würde sie gut thun, hier ihren Irren Asyl zu geben. Fügen wir gleich hinzu, daß jetzt die wilden Thiere in Menagerien besser daran sind, als diese armen irren Klosterpfleglinge. Als wir den Mönchen im Klosterhofe zuschauten, wie sie sich mit Knochenspielen vergnügten, belästigte es keinen unter ihnen, daß kaum zwanzig Schritt seitab die armen Eingesperrten in ihren zu ebener Erde gelegenen, fensterlosen, stallartigen Zellen heulten und winselten. Am Fuß einiger Thüren war zum Durchschieben der Nahrungsmittel ein Loch angebracht, das einzige Lichtloch zugleich, durch welches sie mit der Welt außerhalb ihrer Käfige in Verbindung blieben. Durch diese Oeffnung kam nun bald ein Stock hervor, bald ein Taschentuch, bald eine Hand, lauter Versuche, den zerrissenen Verkehr mit der Außenwelt nothdürftig wieder anzuknüpfen. An irgend eine Heilmethode war nicht zu denken. Man hatte dem Kloster diese lästigen Gäste aufgenöthigt, wie das in ganz Griechenland Brauch zu sein scheint, und die Mönche ertrugen die Unannehmlichkeit, indem sie ihrer möglichst wenig gedachten.

Für uns minder Abgehärtete war der Gegensatz dieses menschlichen Elends zu der üppigen Schönheit der Natur

ringsum nur um so empfindlicher. Messenien ist noch immer das gesegnete Land, das schon den Spartanern zu lockend war, als daß sie es nicht unterjocht hätten. In des Klosters Nähe steigt man zu den wohlerhaltenen Trümmern der alten Heldenstadt Messene hinauf, des schönsten Musters hellenischen Festungsbaues, dessen Mauern durch nicht weniger als 30 riesige Quaderthürme bewacht wurden. Sieben stehen noch heute unerschüttert. Epaminondas war ihr Erbauer, und sie boten den Spartanern ein trotziges Denkzeichen an die Schlacht von Leuktra, welche das Joch der Spartaner von dem Nacken der Messenier schüttelte.

Aber wie schön, wie anziehend ist dieser Landstrich, auch wenn seine sagenreiche Geschichte unsere Theilnahme nicht schon gefesselt hätte. Wir brauchen nicht von der „sandigen Pylos" drüben, der wohlgebauten Stadt des Nestor, Kunde zu haben, um unsern Blick mit Freude über die fernen Reste dieser altehrwürdigen Hügelveste auf's azurblaue Meer schweifen zu lassen, wo die griechischen Segel wie Möven über die Fluth hingleiten. Wir brauchen der blauäugigen Tochter des Donnerers nicht zu gedenken, und ihres Zwiegesprächs mit Nestors götterfürchtigem Sohn Pisistratus, um mit Entzücken hier, wo Homer ihrer erwähnt, das schönste Landschaftsbild zu überschauen und die glühende Schlange von Oleandergebüschen auf ihrer Wanderung thalabwärts zu verfolgen, dem Gebirgs-

bache nach, welcher seit Monaten versiegte. Denn es giebt kaum etwas lachenderes als dieses Thal und kaum etwas farbenüppigeres als jene mächtigen Rosenlorbeerguirlanden, die in haushohen Büschen sich zwischen Stacheleichen, wilden Birnbäumen, Platanen und griechischem Ginster bergab winden, und welchen der starke südliche Nachtthau reichlichen Ersatz für die verschwundenen Gebirgswasser zu bieten scheint. Wenn aber ein Freund jener götterbelebten Zeit den Telemachus hier zu erblicken glaubt, wie er auf dem Wege zu dem rathspendenden Nestor diese kahlen Ufer noch mit trotzigen Eichen- und Wallnußbäumen bewachsen fand, so sieht ein mehr der Gegenwart zugewandtes Auge mit Freuden den Fleiß des Winzers und Korinthenbauers jede fruchtbare Stelle bepflanzen, Datteln, Oliven und Orangen ernten und allmählich die Spuren der Verwüstung tilgen, welche nicht mit einem Schlag überwunden werden können.

Denn eben diese gesegnete Gegend hat noch während des Türkenkriegs ungemein gelitten. Man weiß, daß die Griechen zu allen Zeiten schlechte Waldhüter waren, und mehr Schiffsholz fällten, als nachwachsen konnte. Wo immer das Holz nur wegschaffbar ist, hat man es seit Langem ausgerodet. Aber wüster noch wirthschafteten die Türken. Ganze Waldungen haben sie niedergebrannt, und häufig ohne irgend nachweisbaren Zweck und Nutzen. Und gerade hier hatte der Muselmann, ehe er der europäischen Uebermacht erlag, Zeit genug zu verwüsten, was sich auf

die Dauer nicht als Eigenthum erhalten ließ. Navarino denkwürdigen Andenkens liegt dort in der Tiefe am blauen Meerbusen; man erkennt deutlich die venetianischen Befestigungsreste, den schönen 12—19 Faden tiefen Hafen, in welchem die osmanische Flotte unter Ibrahim Pascha, 81 Segel stark, vor Anker lag, man sieht den schmalen Wasserpaß, welchen die englische, französische und russische Flotte am 20. October 1827 forcirten, um im Hafen selbst die türkische Flotte zu vernichten. Bekanntlich gelang es den Verbündeten in vollstem Maße. Nur eine Fregatte und 15 kleinere Schiffe blieben seefähig. Alle übrigen wurden in den Grund geschossen, oder von den Aegyptiern und Türken mit fanatischer Todesverachtung in die Luft gesprengt.

Wir mußten dieses blutigen Tages gedenken, als unser Führer uns fragte, ob wir vorhin den Roßschweif beobachtet hätten, welchen einer der Eingesperrten durch das Futterloch in der Thür hinausgehalten habe. Man sage, fügte er hinzu, unter den Irren befänden sich noch drei hochgestellte Türken oder Aegyptier, welchen bei dem Gemetzel von Navarino das Licht des Geistes ausgeblasen worden, und er schien der Meinung, der Vorzeiger des Roßschweifes werde im goldenen Horn den Rang eines Pascha's bekleidet haben.

Uns erinnerte diese sagenhafte Namenlosigkeit der hier eingesperrten Personen an eine Schilderung, welche uns

der Lloydagent, Herr Beck, im Piräus von einem ihm zu Gesicht gekommenen derartigen Aufenthalt in Magnesia entworfen hatte. Fünf der dort verwahrten Irren waren völlig nackt gewesen, und ihre Kette hatte ihnen kaum Bewegungsfreiheit genug gelassen, um ihr Strohlager von der Verpestung frei zu halten, welche der Mangel jeder Reinlichkeitsvorkehrung zur Folge haben mußte. Einer der so Festgehaltenen erwies sich noch überdies als klaren Geistes und seine Anklagen gegen habsüchtige Verwandte, die ihn hier gefangen hielten, erschienen so glaubhaft, daß sich auf Herrn Beck's Veranlassung der preußische Consul für ihn verwendete, wir wissen nicht mit welchem Erfolg.

Aber wenden wir uns von diesem traurigen Bilde ab. Im ganzen Orient scheint das Loos der gefangen gehaltenen Geisteskranken ein über alle Beschreibung bejammernswerthes.

Weit minder elend sind diejenigen, deren sich Niemand annimmt, d. h. nach hier landläufiger Auslegung: deren Freiheit man nicht einzuschränken braucht. Obschon unsere Reise kaum zwei Monate umfaßte, sahen wir solcher unschädlichen Menschen doch nicht ganz wenige. Gleich auf dem Wege von Sparta nach Leondari gesellte sich einer derselben zu uns. Wir hatten eben Mittagsrast zu machen begonnen, und unser Führer war im offenen Felde mit seiner Kochkunst im besten Gange. Der neue Gast, ein Greis von 70 Jahren, zeigte indessen nichts weniger als Absichten

auf unser Mahl. Im Gegentheil lehnte er ab, was wir ihm zum Essen in die Hand gaben, und sagte mit kläglichster Stimme: Reisende brauchten ihre Mundvorräthe nöthiger, als einer, wie er. Erst auf vieles Zureden der zusammengelaufenen Hirten und Hirtinnen ließ er sich bewegen, Datteln und trockenes Brod zu nehmen. Er war in der Gegend heimisch und Allen wohl bekannt. Seine Verrücktheit bestand in der Furcht vor einem, wie er sagte, in allen Häusern wohnenden Teufel. Um diesem nicht in's Garn zu fallen, schlief er immer im Freien. Seine Sohlen waren hart wie Eisen. Sein Wesen hatte etwas Unstätes, und nirgend hielt er lange aus. Frühmorgens war er schon, um kühles Wasser zu trinken, hoch oben am Taygetus gewesen. Jetzt hatte ihn der Schatten der Nußbäume herabgelockt. Man kannte ihn schon 18—20 Jahre in diesem Zustande, und ein alter Hirt wollte wissen, daß bei jenem im Hause ehemals in Wahrheit der Teufel sein Wesen getrieben habe, bis er allenthalben Teufel zu sehen glaubte und davon lief. Die Weiber, welche uns umstanden, wollten von dieser Auslegung nichts wissen. Der Alte saß unstät umherblickend dabei, und aß mit schüchterner Langsamkeit was wir ihm aufnöthigten.

Einen Menschen, auf den das Wort Narr mehr paßte, sahen wir auf dem Dampfboot, das uns von Syra nach Athen brachte. Er hatte eben noch Witz genug, um durch einfältige Antworten die Neckereien des Second und die

Lachlust einer jungen Griechin im Reifrock und Pagenhut bei frischem Athem zu erhalten. Im übrigen verrieth seine excentrische Kleidung und die ihm völlig unverständliche Ordnungswidrigkeit seiner Bewegungen, daß er mit sich selbst nicht mehr im Klaren war. Die weißgeschminkte junge Schöne lachte und spaßte denn auch mit ihm, als tauge er eben noch zum Spielzeug.

In gleicher Weise war auf unserer Rückfahrt nach Triest ein Veroneser der Gegenstand allgemeiner Belustigung. Er mochte etliche vierzig Jahre zählen, und kündigte sich schon durch die Einfachheit seines Benehmens als ein Mann an, der unbemerkt bleiben möchte. Dennoch hatten die Passagiere des zweiten Platzes nicht so bald bemerkt, daß ein solcher Leidender in ihrer Mitte sei, als sie sich seiner bemächtigten, und während der ganzen Reisedauer ihn, wo er ging nnd stand, zu ihren närrischen Fragen- und Antwort-Spielen preßten. Wir fürchten sehr, er wird noch ein gut Theil geisteswirrer nach Verona gekommen sein, als er von Konstantinopel abgeschickt wurde. Einmal brach er Nachts in die Damencajüte ein, und verjagte zwei dort einquartierte Französinnen des ersten Platzes, die Wittwe eines Arztes aus Pera und ihre junge Schwester. Es kostete, trotz seiner Gutmüthigkeit, große Mühe, ihn wieder aus der eroberten Kabine hinaus und in seine Kleider hineinzuschwatzen, deren er ohnehin einen Theil gern zu jeder Zeit über'm Arm trug.

Es konnte übrigens auch wohl nur in diesen Breiten vorkommen, daß ein Geisteskranker auf eine so lange Reise wie die von Konstantinopel bis Verona geschickt wurde, ohne einen Begleiter stellen zu müssen.

Sonderbarer Weise sind unter den Lloyd-Capitänen selbst in den letzten Jahren zahlreiche Fälle von Tiefsinn vorgekommen, ohne daß man bis jetzt über Vermuthungen hinsichtlich der Veranlassung dieser Erkrankungen hinausgekommen zu sein scheint. Man nannte uns nicht weniger als vier Capitäne und einen Second oder Unter-Capitän.

Wir haben im Vorstehenden einige Seiten griechischer Zustände berührt, welche der westeuropäischen Cultur noch ein brachliegendes Ackerfeld bieten. Vergessen wir nicht hinzuzufügen, daß im Süden vieles in anderm Licht als bei uns im Norden erscheint. Das Recht der freien Bewegung und der Bewegung im Freien ist in der That in der schönsten Natur eine größere Lebensfrage, als in einer Gegend, welche — um mit Voltaire zu reden — 9 Monate Winter und 3 Monate schlechtes Wetter hat.

Es ist bekannt, daß z. B. das schöne Albergo dei Proveri in Neapel selten ganz gefüllt ist, weil die Armuth zwischen vier Wänden im lustigen Neapel drückender ist, als die Armuth unter freiem blauen Himmel. Aehnlich verhält es sich mit den geistig Verarmten. Es beleidigt wohl unser Gefühl, ein Gebrechen dieser Art in seiner Nacktheit zum Gegenstand des wohlfeilen Zeitvertreibs

gemacht zu sehen, aber um gerecht zu sein, müssen wir zugeben, daß den armen Irren ein gut Theil Elend aufgebürdet würde, wollte man sie, aus Achtung vor ihrem Leiden, dem Verkehr mit Menschen entziehen. Es ist wahr, ihr Geist findet sich schwerlich wieder auf die rechte Fährte zurück, so lange alle Welt an ihren Narrheiten zu eigener Belustigung dreht und wendet. Aber ehe man wünschen darf, daß sie dem öffentlichen Verkehr wie bei uns entzogen werden, muß die Möglichkeit angebahnt werden, für ihre Wiederherstellung zu sorgen. Und hierauf sollte die Regierung des Königs Otto je eher desto lieber bedacht sein.

Uebrigens erinnert dies ganze Thema an die Leiden des Ritter Don Quixote de la Mancha. Wahrlich! Nur aus einem südlichen Volk konnte ein Buch hervorwachsen, das uns von Anfang bis zu Ende auf Kosten eines Verrückten so arglos bei guter Laune erhält.

Griechische Nächte.

Nächte unter südlichem Himmel haben in schöner Jahreszeit ihren oft besungenen, eigenthümlichen Reiz. Die Inselgriechen, welche den letzten Platz auf unserm Dampfboot inne hatten, erfreuten sich regelmäßig des Schlummers im Freien und beneideten schwerlich die heißen Cajütenbetten der Mitreisenden auf dem ersten und zweiten Platze. In der That wußten sie sich besser und behaglicher einzurichten, als es einem von uns andern möglich gewesen wäre. Kein Grieche, welcher zur See geht, wird seinen Teppich vergessen, auf dem er sich's zu jeder Tageszeit bequem macht und welcher ihm aller Orten die unentbehrlichsten Dienste leistet. Denkt er eine Nacht an Bord zuzubringen, so kommt noch eine weitere Anzahl Decken hinzu. Das volksthümliche Schafsfell vollendet die Ausrüstung. Daß er solcher Art nicht mit dem Mantelsack unterm Arm gehen und kommen kann, macht ihm wenig Umstände. Zu Fuß läßt sich's in Griechenland doch einmal nicht wandern; ein Pferd, ein Esel, ein Maulthier wird immer bei

seiner Abreise oder Ankunft nöthig sein, er komme nun leichter oder schwerer bepackt.

Somit bietet das Verdeck eines Dampfboots in diesen Gewässern zu jeder Stunde den Anblick einer Art türkischen Lagers, und die malerisch gekleideten Gestalten beschäftigen das Auge des Beobachters fortwährend auf die mannichfaltigste Weise. Sobald aber die Dunkelheit einbricht, wird das Bild noch anziehender; denn nun ist Jeder bemüht, den eroberten Platz zu einer Art Schlafstelle einzurichten, und die abenteuerlichsten Erfindungen suchen diesem Zweck nach Möglichkeit zu entsprechen.

Der Bootsmann des Dampfers leistet dabei hülfreiche Hand. Kisten und Kasten, Säcke und Ballen werden als schützende Wände, als Rücklehnen, als Kopfkissen benutzt. Die Wetterseite könnte bei einiger Gefälligkeit seitens des Bootsmannes durch ein unbenutztes Segel geschlossen werden, und da man mit Recht auf den Lloyd-Dampfern auch die Passagiere des letzten Platzes mit Menschenfreundlichkeit behandelt, so wird die schützende Leinwand ohne Verzug ausgespannt.

An einer andern Stelle hat dieselbe helfende Hand eine Art Zelt hergerichtet, denn eine Mutter mit drei kleinen Kindern ist dort in ihre Decken gekrochen und wird Mühe haben, das Kleeblatt die Nacht über vor Erkältung zu schützen.

Ganz nahe an der Cajütenthüre des ersten Platzes sitzt

ein Krämer aus Ithaka und dreht die Papiercigarette zwischen den Fingern. Seine Fustanelle leuchtet weithin. Er hat die Beine nach türkischer Art untergeschlagen und den Rücken gegen einen großen Korb gelehnt, den er von Zante mit an Bord brachte. Rings um ihn her duftet's wie im Garten zu Schiras, denn in dem Korb sind frische Rosenblätter, aus denen er feines Oel pressen wird, und die Rosen von Zante, wie alle duftenden Blumen dieser Himmelsstriche, haben eine Duftfülle, die uns Nordländern fast betäubend erscheint.

Ein junges Ehepaar aus Korfu, dessen zierliche Kleidung wir bereits im Nachmittagslicht bewunderten, ruht, nun die Dunkelheit hereinbrach, auf breitem Teppich jenseits des duftspendenden Korbes. Eine gemeinsame Decke umschließt sie. Ihr Platz ist geschützt und die Nacht thut noch von ihren verhüllenden Schleiern hinzu. Nur wenn der Krämer seine Cigarette anzündet, giebt's eine flüchtige Beleuchtung der lieblichen Gruppe, und dann scheint nur noch die Nachtigall zu fehlen, um uns in Gedanken unter den Himmel des Hafis zu versetzen — wenn ja das Land des Anakreon noch nicht genug der Reize böte.

Aehnliche, aber immer wechselnde Bilder bringt fast jede Nacht in den jonischen Gewässern. Da hat sich ein Trupp Montenegriner zusammengethan, schmutzige Gesellen, deren Zeitvertreib den Tag über in der Beschäftigung bestand, aus einer mächtigen Süßwassertonne mit-

telst eines Thonpfeifenstiels den unlöschbaren Durst zu beschwichtigen. Sie gehen auf Arbeit nach dem goldnen Horn, welcherlei Arbeit, das ist nicht leicht zu errathen, da ihnen nur das Waffenhandwerk geläufig ist und die Türkei eben jetzt bei Grahowo sich ihrer Handschare nur mit Mühe erwehrte. Ihre Tracht ist hübsch genug. Allen gemeinsam — und es sind ihrer dreißig — ist die ärmellose Jacke von rother Baumwolle mit Goldborte, welche schräg geknöpft wird und unten am breitesten ist. Im dicken rothen Hüftenshawl stecken Dolche, Pistolen und eine lederne Patrontasche. Auf den langen, oft auffallend dünnen Haaren sitzt der rothe Feß mit schwarzer Troddel, bei einigen mit seidenen Schnüren kunstvoll verziert. Blaue kurze Beinkleider, graue Gamaschen, graulederne Schnabelschuhe, mit Stricken über dem Spann zusammengehalten, der Rock von graugelbem Wollenstoff, alles heimisches Machwerk — so ist ihre Ausstattung. Einige sind noch junge Burschen mit glattem Kinn, wenn auch nicht so ganz jung, wie der Mangel des den Bergvölkern spätkommenden Bartschmuckes sonst vermuthen ließe. Zwei der jüngern Montenegriner haben die kleinsten Köpfe, die wir je sahen. Sie erinnern an die Söhne des vatikanschen Laokoon, bei denen ein ähnliches für jugendliche Gestalten so ungewöhnliches Verhältniß der Kopf- und Körperlänge manchen nordischen Beschauer schon in Staunen setzte.

Andere Gruppen sind modernern Anstrichs, aber nicht minder südlich in ihren Physiognomien; der alte Herr dort trägt zwar westeuropäische Kleider und seine Tochter darf, trotz dem flammenden Purpur ihres Shawls, für ebenso wenig nationalgriechisch in ihrer Kleidung gelten. In irgend einer nordischen Hauptstadt würde man sie jenem gewitzten Volke zuzählen, das ohne Taufe durch's Leben geht. Hier, dem orientalischen Schnitt der Gesichter so nah, erregt die Versicherung, sie seien Griechen und zwar aus Syra, kein Zweifel, und der Zusatz, sie reisen zur Einziehung einer großen Erbschaft nach Athen, gilt unsern Seconds für so glaubhaft, daß die Tochter sich der größten Aufmerksamkeiten zu erfreuen hat. Trotzdem fahren sie auf dem dritten Platz, campiren schon manche Nacht unter freiem Himmel, und wenn das Meer Abends zu leuchten beginnt, der Dampf des Schlot's sich röthet, der Thau ringsum alles mit Perlen besprengt, und die übrigen Genossen der Seefahrt sich zum Schlummer zusammenthun, da wickelt sich auch die junge Griechin fester in ihren Purpurshawl, der Vater zieht ihr den Teppich bis über den Mund und kauert, ebenfalls in seine Decke gehüllt, als Wache neben ihr am Boden nieder, und die nachtwandelnden Passagiere der heißen Kajüte sehen sie noch eine Weile durch die schwarzen Wimpern blinzeln, bis der Schlaf dem lieblichen Spiele ein Ende macht.

Auf dem großen Eildampfboot, das uns von Griechen-

land heimführte, war eine weit minder bunte Genossenschaft beisammen, wenn schon der Kopfzahl nach mehr Passagiere an Bord sein mochten. Schon daß die erste Cajüte diesmal überzählig war, konnte als Maßstab für das Vorhandensein mehr westeuropäischer Elemente gelten. Auch diese aber sahen sich durch die Ueberfüllung aller Räume zu manchem Verzicht auf heimische Bequemlichkeiten gezwungen, und es gab viele unfreiwillige Nachtwandler, die sich im Geplauder mit spätwachen Reisegefährtinnen zu trösten suchten. Damen aus Konstantinopel, aus Korfu, aus Zante, aus Syra waren unter diesen schlaflosen Passagieren. Die moderne Kleidung verwischte indessen die Kennzeichen der Nationalitäten, und das Ohr allein erfreute sich noch ihres bunten Gemisches, wie sich's, wenn nicht immer in der Landessprache, so doch im viel verschiedenen Dialekt verrieth. Auf diesem Gebiet gab es überhaupt für den Sammler reiche Ernte, und zwar vor allem, wenn die hereinbrechende Dunkelheit den Gedankenaustausch in dem Maß belebte, wie das Auge zur Unthätigkeit verurtheilt war. Die Commandosprache im adriatischen Meere ist die italienische; dazwischen ließen sich croatische, illyrische, neugriechische Laute vernehmen, denn schon die Schiffsmannschaft bildete unter sich ein Babylon von Sprachen, wie es nur in diesen Meeren vorkommt. Und dabei waren die Maschinisten noch Engländer. Nebenher dominirten sächsische, frankfurter,

deutsch-ungarische, wienerische Laute unter den Insassen der ersten Cajüte. Die Anwesenheit einer Gesellschaft junger ungarischer Edelleute, welche sich Sebastopol angesehen hatten, brachte zuweilen das Magyarische in den Vordergrund. Ein französischer Philolog, welcher von den heiligen Stätten heimkehrte, ein Paar Französinnen aus Pera, ein sie begleitender Abbé und noch einige weitere Stammverwandte ließen zeitweilig die Conversation völlig in die Sprache Molières umschlagen.

Gegen Mitternacht verstummte nach und nach dieser Wirrwarr. Wer ein Lager unterm Verdeck gerettet hatte, zog sich in seine Nachtbehausung zurück. Die minder vom Schicksal Begünstigten fanden hier oder da erwünschte Schlupfwinkel. Eine Weile noch, und das Knarren des Steuerrads, der Schritt der Wache — Capitän und zweiter Lieutenant abwechselnd mit erstem Lieutenant und Bootsmann — das Aechzen des Gebälks, das Schnauben der Räder und das Stampfen der Maschine waren alles, was noch von den Stimmen der Nacht vernehmbar blieb.

So etwa wurde es Abend und Nacht, so lange wir zwischen Himmel und Wasser schwebten, zwei stürmische Nächte abgerechnet, welche mehr Bewegung und mindere Neigung zum Beobachten brachten.

Aber abweichender noch von den Gewohnheiten der heimischen Klause waren die Nächte, welche wir auf griechischem Boden verlebten.

Wen hat es nicht an manchem schönen Sommerabend einmal gelüstet, im Sternenlicht sein Lager aufzuschlagen, der schwülen Schlafkammer untreu zu werden und, wie Goethe in seinen Briefen an Frau von Stein zuweilen berichtet, in seinen Mantel gehüllt die Nacht unter freiem Himmel halb zu verschlafen, halb zu durchwachen? Wen jammert nicht die erhabene Schönheit, welche Nacht für Nacht unbeachtet und ungenossen über unsern Häuptern dahinrollt, der Kreislauf der Sterne, der wachsende oder schwindende Glanz der Mondessichel, der ferne Wiederschein des Tagesgestirns, wie er sich langsam, langsam am nördlichen Himmelsrande gen Osten bewegt, um dort im Aufgang fast allmorgendlich verschwenderische Farbenzauber über den Himmel zu verstreuen — die wir in unsern Betten verträumen. Und nun die mannichfachen Stimmen noch, welche die Stille unterbrechen, das Quaken der Frösche, das Glockenläuten der Unken, der knarrende Ruf des schnellfüßigen Strohschneiders im wogenden Saatfeld, das lang ausholende Klagen der Mauereule, die Nachtigall zuletzt mit ihren freien Phantasien, die frühe Lerche endlich, das kurzschlafende Geschlecht der Steinschmätzer, und wie die kleinen Wächter und Wecker alle heißen, die sich's nicht nehmen lassen, munter und frischauf zu sein, wenn uns Menschen die Binde des Schlafs noch um die müden Augen liegt.

Nun wohl, ein Ritt durch Morea giebt Gelegenheit

in Fülle, Versäumtes dieser Art nachzuholen. Gleich die erste Nacht unserer Reise verwies uns auf ein Zeltlager. Der Boden um Megara war trocken, die erste Hälfte des Maimonds hatte wenig Regen gebracht; der Ort selbst mit seinen hügelaufgebauten, plattdachigen Häuserwürfeln bot nichts Anziehendes. Die Lage desselben, der Bay von Salamis gegenüber, verführte um so mehr zum Draußenbleiben auf freiem Felde, von wo aus der Blick zu jeder Nachtstunde das mondbeleuchtete Bild überschauen konnte. So wurde denn zur Verwunderung der Bewohner Megara's, welche ihren Khan, als den besten Morea's, sonst meist zum Nachtlager benutzt sehen mochten, auf einem Stoppelfelde an der Gränze des Städtchens unser englisches Krimzelt aufgeschlagen. Eine Menge müßiger Männer und Knaben umstanden alsbald unsern Nomadensitz; der Dragoman wies die jüngern aber auf die Seite, und die ältern Neugierigen folgten unaufgefordert. Die Kleidung bestand hier fast ohne Ausnahme aus weißen Stoffen. Selbst das Feß war von der nämlichen Farbe. Die Kürze der Dämmerung in diesen Breiten ließ unsere Niederlassung bald ihr nächtliches Aussehen gewinnen. Im Freien beim flackernden Licht einer Reiselaterne verspeisten wir unser Nachtmahl. Dann wurden Maulthiertreiber und Pferdeknecht, beide zu unserer Karawane gehörig, zu einem Liede gepreßt, dessen näselnder Vortrag aber bei der Unverständlichkeit des Textes unsern Ohren keine sonder-

liche Befriedigung bieten konnte. Eine Stimme, welche aus der Ferne diesem Gesang zu antworten schien und deren Lied nicht füglich überschrieen werden durfte, gab erwünschten Anlaß, jener andern Lungenprobe ein Ziel zu setzen.

Dann klang noch hin und wieder eine langezogene Melodie aus starker Männerkehle zu uns herüber, aber in schläfriger, wenig Tonumfang bietender Weise, wenn schon mit manchen Verzierungen durchflochten.

Endlich verstummten auch diese Menschenlaute, und nur noch Eselsrufe, Hahnenschrei und Hundegebell ließen sich vernehmen.

Schon im Homer wird den griechischen Hunden nichts Gutes nachgesagt, und manche spätere Aufzeichnung bis auf die neueste Zeit vervollständigt den Ruf ihrer Bösartigkeit. Ein heerdenreiches Land wird selten ohne diese Vierfüßler Nachtruhe haben. Je gefürchteter der wachhaltende Hund, desto fester der Schlaf der Hirten. Selbst der Wolf nimmt es nicht ohne dringende Noth mit diesen seinen zu Angriff und Abwehr jederzeit bereiten Stammverwandten auf. Die Sicherheit der Heerden mag aber bei dem so lange Zeit durch ganz Griechenland verbreitet gewesenen Räuberwesen auch des Schutzes gegen sonstige Eindringlinge bedürfen, und so erblickt der griechische Hund denn in jeder ihm nicht als Nachbar hinlänglich bekannten Gestalt einen gefährlichen Feind, den es ohne Bedenken

zu zerreißen gilt. Wer daher keine Schleuder oder keinen schwerbeschlagenen Stock mit sich führt, läuft Gefahr angesichts der ruhig zuschauenden Hirten sich selbst oder doch sein Pferd, und wär's auch am hellen Tage, der Wuth eines solchen vierbeinigen Wächtertrupps preisgegeben zu sehen. Nicht aber nur Heerden werden solcher Art bewacht; die meisten Häuser ersetzen das Thürschloß auf ähnlich primitive Weise, und wehe demjenigen, der mit unbewehrten Händen einen Gang durch ein griechisches Dorf macht, wo diese Art Wächter noch im Dienste sind.

Schon bei unserm Einzug in Megara hatten wir die ersten ihrer Vorposten abzuwehren gehabt. Nun die Dunkelheit hereingebrochen war und unser hellbeleuchtetes Nachtmahl weithin ihre Aufmerksamkeit auf sich zog, schloß alsbald eine Anzahl Hunde einen Kreis um uns. Die Aussicht auf den Abfall der Tafelkostbarkeiten gab ihrem Charakter indessen eine friedlichere Färbung, und die uns vorher mit fletschenden Zähnen verfolgt hatten, ließen sich jetzt, nach Austheilung der vorhandenen Ueberbleibsel, ohne Widerstand auf die Seite jagen. Dort, nicht mehr im Bereiche unseres Laternenscheins, verspeisten sie das ihnen Gespendete mit hungrigem Zahn, und tief bis in die Nacht hinein hörten wir um unser Zelt noch, wie sie die Knochen benagten und auf dem Stoppelfelde nach weiteren Bissen schnupperten.

Ein Sturm, der sich etwa um Mitternacht erhob und

unser luftiges Zelt in die Bay von Salamis zu entführen drohte, ließ nach einer Stunde wilden Ausrasens nach. Als wir Morgens um 3½ Uhr erwachten, neigte sich der blasse Mond zum Untergang; im Osten hinter den Flügeln einer Windmühle streckte sich, wo der Hymettus in fernen Umrissen schimmerte, ein gelblich glänzendes Gewölk, der einzige Nebelstrich am ganzen frühblauen Himmel; das etwa eine Stunde weit entfernte, aber scheinbar ganz nahe Meer schmiegte sich besänftigt an die vielgestaltige Küste Aegina's.

Bald erwachte auch der Fleiß ringsum. An zehn Stellen zugleich loderten die Flammen der außerhalb der Häuser gelegenen Backöfen. Eine Glocke läutete, ein Signalhorn blies. Eine blökende Schafheerde wurde an unserm Zelte vorüber getrieben.

An dem nächsten Brunnen fanden sich junge Mädchen mit Ledereimern ein, die sie an einem langen Strick, ohne Hülfe einer Winde, hinabließen und wieder — malerisch genug — mit aller Anstrengung ihrer Kräfte heraufzogen. Weiber mit weißen, den Mund nach morgenländischer Sitte bedeckenden Kopftüchern, andere barhaupt, den obern Hinterkopf mit messingenem Kamm verziert, den dunkeln Rock vorn bis zu den Hüften aufgeschürzt und diese mit farbigem Shawl zweimal umwunden, dabei das weiße Hemd an den Aermeln und am untern Rand mit rother Stickerei verziert — so sehen wir ganze Gruppen, mit den Geräthen

der Felder beladen, an uns vorüber ziehen, ihre Neugier durch keinen Seitenblick verrathend und selbst einen zugerufenen Morgengruß ohne Wendung des Kopfes erwiedernd. Den Hintergrund zu diesem belebten Fries, ein den antiken Darstellungen nicht unähnlicher eleusischer Festzug, bildete die amphitheatralisch aufsteigende Stadt mit ihren weißgelben Häuserquadraten, ihren silbernen Oelbäumen und goldenen Gerstenfeldern.

Doch über das erste Erwachen und den ersten morgenfrischen Anblick soll unsere Schilderung nicht hinausreichen. Wir wollen, tiefer im Peloponnes, vor dem Khan von Tripotamo unser Lager wieder aufschlagen, inmitten einer Bevölkerung, deren Klephtenruf mindere Gewähr bietet, daß der friedliche Reisende Morgens unberaubt oder überhaupt wieder erwacht. Aus dieser Gegend, wohin keine Straße führt, zog der Haupttrupp jener Freizügler, welche während des Krimkriegs Thessalien den Muselmännern zu entreißen versuchten. Sie gehen noch meist in Waffen, was im übrigen Peloponnes, seitdem das Ministerium gegen das Räuberwesen Ernst gemacht hat, nicht häufig vorkommt. Behendigkeit, allen Griechen ohne Ausnahme angeboren, spricht vorzugsweise hier aus jeder ihrer Bewegungen; dabei gefallen sie sich im Schmuck voller Locken. Wie abweichend das Waffentragen den äußern Verkehr mit dieser Bevölkerung, im Vergleich mit den übrigen uns bekannt gewordenen Bewohnern Morea's,

erscheinen ließ, hatten wir schon im Laufe des Tages zu beobachten Gelegenheit gehabt. Unsere Annäherung an eine neben ihren Pferden im Gras ruhende Gesellschaft dieser Gebirgssöhne brachte bei einem derselben eine lange türkische Pistole aus dem Gürtel, und während unser Führer sich nach dem Weg erkundigte, wurde der Hahn der Waffe gespannt. Warum? Wir haben es nicht erfahren. Eine Vertheidigungsmaßregel gegen unsere Karawane war durch nichts gerechtfertigt, denn wir trugen keine Waffen. Es schien mehr ein militärischer Tick dahinter zu stecken. Immerhin hatte er eben nichts Zutrauliches.

Was diese Begegnung uns von der äußern Haltung unserer jetzigen Umgebung hatte voraussetzen lassen, bestätigte sich, als wir Abends vor dem als diebisch verrufenen Khan zu Tripotamo von unsern Pferden stiegen. Ein bis zu den Zähnen bewaffneter, bunt ausgestatteter junger Kerl, der eifersüchtige Liebhaber, wie es schien, der hübschen Khanstochter, faßte alsbald in unserer Nähe Posto und legte seinen Bramarbas-Charakter erst ab, als wir von seinen Waffen und seiner ganzen militärischen Haltung genügende Notiz genommen hatten. Die flüchtigen Skizzen unserer Zeichnenmappe veranlaßten ihn dann aber in uns zu dringen, auch ihn in seinem Waffenschmuck zu zeichnen, und als wir ihm gern willfahrten, ruhte er nicht eher, bis ein Knabe des Khans — er selber konnte nicht schreiben — seinen Namen Kristodulo hinzugeschrieben

hatte. Nun war ein Freundschaftsband zwischen der uns umstehenden Klephtentruppe und uns geknüpft. Da an eine Verständigung nicht zu denken war, half — wie bei der Zusammenkunft Thorwaldsen's und Walter Scott's in Rom, nach Kästner's ergötzlicher Schilderung — Streicheln und Händedrücken aus. Ein alter Graubart kam hinzu, um mit der langen Feuerwaffe des gezähmten Othello uns in einer Menge malerischer Bewegungen die Behendigkeit eines Palikaren zu veranschaulichen, der, hinter allen denkbaren Naturschanzen sich deckend, einem zahlreichen Feind im Thal auf die Köpfe pulvert. Es ließ sich nicht verkennen, daß diese kriegsgewohnten Leute keine größere Freunde kannten, als diejenige, dem ihnen erschwerten ernsten Waffenhandwerk zum wenigsten ein ungefährliches Waffenspiel gegenüber zu halten, das ihnen Beifall eintrug.

Das lange, stark mit Metall verzierte Gewehr des Palikaren trug den Stempel Moletta und schien somit neapolitanisches Fabrikat. Verwandte Feuerwaffen mit geschweiftem, spitzkantigem Kolben fanden wir in Calabrien. Das Klappmesser war deutsche Arbeit von der geringsten Sorte, wie man sie in Steyermark und Tyrol auf den Jahrmärkten kauft.

Inzwischen dunkelte es. Zwei Bäume brannten am gegenüberliegenden Waldabhang, wahrscheinlich durch Hirten zu vorübergehender Erwärmung oder um einen

Topf daran zu erhitzen angezündet und dann ihrem Schicksal überlassen, denn noch immer scheint das Beispiel des Iolaus hier nachzuwirken und noch heute wie zu seiner Zeit würde man einen ganzen Wald anzünden, um sich ein Paar glühende Scheite zu verschaffen.

Unser Zelt wurde aufgerichtet; die schöne Khanstochter, welche eine im Peloponnes sonst nirgends übliche Koketterie gezeigt hatte, verzog sich schmollend in das verschmähte Haus. Ihr beruhigter Liebhaber machte sich auf den Heimweg. Wir setzten uns zum Nachtmahl vor unserm Zelt nieder und besprachen die Eigenthümlichkeit der Bevölkerung, wie sie uns in kleinen Zügen heute nahe getreten war. Sie hatte, bei aller Erkenntlichkeit für Bewunderung ihrer kriegerischen Eigenschaften, mehr Wildheit, Unbändigkeit, Klephtenartigkeit verrathen, als unsern Börsen vielleicht erwünscht sein mochte. Wir erinnerten uns, daß zumeist diesen Bergen jene Bande von 45 Mann angehört hatte, welche vor kaum drei Jahren am hellen Tage den Lloyd-Agenten in Kalamata in seiner Wohnung überfiel und unter den wüstesten Drohungen gegen seine Frau und Kinder ihn zur Herausgabe von 1000 fl. nöthigte. Vierzig der Räuber hatte man später eingefangen und enthauptet; fünf lebten noch. Wir hatten sie vielleicht heute in unsere Skizzenmappe eingezeichnet. Auch der Ruf der ganzen Wirthschaft im Khan war nicht eben geeignet, Vertrauen einzuflößen. Der Wirth fast schon

Greis, sein Weib noch voll Ansprüche auf die letzten Reste ehemaliger großer Schönheit, gut Freund mit aller Welt; außer der koketten, vielleicht 15jährigen Tochter noch 6—7, theils ganz kleine zerlumpte Kinder, welche schon bei unserer Ankunft die Hand zum Betteln geöffnet hatten — man merkte an diesen Abweichungen von der strengen griechischen Regel, daß die ganze Wirthschaft außer Rand und Band sei; dabei war die Wirthin unvorsichtig genug zu verrathen, der vor einigen Tagen hier durchpassirte englische Gesandte habe sechs Guineen vermißt, sie glaube fast, er habe Verdacht auf sie und ihr Haus, der Brandfuchs, der!

Genug, wir hatten keine Ursache, unserer nächsten Umgebung übertriebene Biederkeit zuzutrauen. Daß auch die Wirthin selbst ihren Nachbarn nur bis über den Zaun traute, ergab sich auf die Frage unseres Führers: ob die schwere Reisekiste wie gewöhnlich vor unserm Zelt sicher stände. Sie hielt für wahrscheinlich, daß man sie raube, und so wanderte denn zum erstenmal auf der ganzen Reise dieser unser Nahrungsbehälter in den Verschluß des Khans.

Spiro, unser Führer, hätte kein Zantiote sein müssen, wenn ihm nicht unter so bewandten Umständen der Aufenthalt im geschlossenen Khan für seine Person weit besser zugesagt hätte, als das Verbleiben auf seinem Posten vor unserm Zelt. Die Kühle gab ihm daher erwünschten Vorwand, uns für diese Nacht unserm Schicksal zu überlassen.

Vielleicht hätten Reisende, welche aus dem gewohnten Sicherheitsgefühl des Stadtlebens unmittelbar in diese verhältnißmäßig ungesicherte Existenz versetzt worden wären, eine unnöthige Waghalsigkeit darin erblickt, sich waffenlos den Launen einer Bevölkerung preiszugeben, die erst durch die Strenge eines wenig Jahre alten Ministeriums ihrem Raubhandwerk einigermaßen entfremdet worden war. Und in der That hält man im täglichen Leben es für einfache Pflicht der Klugheit, Möglichkeiten von weit minderer Tragweite das Thor zu verrammeln. Selbst wenn wir den geringfügigen Inhalt unserer Reisekasse nicht in Betracht ziehen wollten — der Führer allein pflegt das nöthige Geld mitzunehmen — so durften wir uns doch nicht verhehlen, daß der griechische Raubgebrauch: Reisende als gute Prise aufzuheben und sie bis zur klingenden Auslösung in den Bergen festzuhalten, uns und unsere Angehörigen im ungünstigen Falle um eine runde Summe leichter machen konnte. Mit einem Wort: es war, nach gewöhnlichsten Begriffen der Vorsicht, Thorheit, sich da in's Zelt zu legen und den lieben Gott im Himmel sorgen zu lassen.

Dennoch fiel keinem von uns zwei Zeltgenossen auch nur ein, die Uebersiedlung in Vorschlag zu bringen. Und dies nicht etwa, weil uns romantische Abenteuer erwünscht gewesen oder die Reize der Gefahr lockend erschienen wären, nichts lag uns ferner. Wohl aber hatte das Reiseleben

in diesem wilden Lande, die steten, jeden Schritt des Pferdes begleitenden Gefahren auf den schwindelnden Bergpfaden, welche unsere tägliche Straße bildeten, und nicht minder die am Ende doch in Griechenland auch am hellen Tage nie ganz schwindende Möglichkeit, einem Handstreich zum Opfer zu fallen, all' diese bunten Arabesken eines solchen Wanderbildes hatten uns stumpf gemacht für den einzelnen Fall, der hier vielleicht ausnahmsweise Berücksichtigung verdiente.

Und auch als ein wildes Geheul uns, die wir kaum eingeschlafen, plötzlich erweckte und keiner von uns bezweifeln konnte, daß es sich um andres als um bloses Traumreden oder Alpdrücken handelte — die Ziegenheerde des Khans war dem hütenden Geisbuben im Dunkeln entlaufen, und er hatte nun den Wirth zur Hülfe herbeigerufen — auch dann noch hielten Ermüdung und Schlaftrunkenheit jedes Bedenken über eine minder erbauliche Erklärung dieser Störung nieder.

Mitternacht mochte vorüber sein, als mich ein Geräusch weckte, diesmal leise, leise, aber ganz nahe unserer Zeltwand. Ich horchte. Eine lange Zeit war Alles still. Fast war ich wieder eingeschlafen, als sich's von neuem vernehmen ließ. Ein paarmal klang's wie heftiges Athemholen nach langem Zurückhalten der Luft. Fußtritte im Gras waren deutlich zu unterscheiden. Ein andresmal schien's, als raufe eine Hand Gras zusammen; dann wieder das

Athmen. Es mußte Jemand um unser Zelt beschäftigt sein, gleichviel, aus welchem Anlaß.

Die Leinwand war vorn mittelst Haken und Ringen zusammengehalten; die Feuchtigkeit der Nacht hatte die Spannung des Halts vergrößert. Mit Mühe öffnete ich das Zelt.

Es war bedeckter Himmel. Nichts ließ sich erkennen. Jenseits des Erymanthus schlugen zwei Nachtigallen in unermüdlichem Wettstreit, dazwischen ließ sich ein ähnlich klangbegabter Vogel hören, der, mehr lerchenartiger Stimme, unweit des Zeltes in einem Busch zu sitzen schien. Ich lauschte, aber nur halben Ohrs. Das Athmen und Umherschleichen von vorhin war mir für jetzt wichtiger. Und nun eben ließ sich's wieder vernehmen, nun bewegte sich eine zottige Gestalt heran, nun war sie ganz nah; und plötzlich — ja, einen Schlag hatte ich empfangen, aber der Uebelthäter wurde zugleich attrappirt: es war eins unsrer Maulthiere, das grasend und umherstampfend sich von den übrigen Thieren unserer Karawane bis zu unserm Zelt verirrt hatte.

Mit diesen zwei Nächten mag über das Zeltleben genug gesagt sein.

Häufige Regengüsse nöthigten uns aber auch hin und wieder, zu Khans unsere Zuflucht zu nehmen, und das Bild griechischer Nächte wäre ohne ein flüchtiges Verweilen bei dieser Art von Lagerstätten ein unverständliches.

Die enge Oertlichkeit dieser Herbergen würde jeden Versuch der Khansbewohner, ihr eignes Stillleben von dem der Gäste zu sondern, vereiteln. Somit bieten diese Nachtrasten mannichfachen Einblick in das Hauswesen dieses Volks, und aus diesem Gesichtspunkt sind sie denen im Zelt vorzuziehen.

Ursprünglich waren die Khans eine türkische Einrichtung, und man findet das System dieser Herbergen in der ganzen Türkei. Während des Unabhängigkeitskriegs verfielen die meisten derselben. Einige hat man seitdem wieder hergerichtet. Wo sie zwischen Städten und Dörfern einsam liegen, erfüllen sie noch heute ihren guten Zweck, da unter ihrem Dach zum wenigsten Schutz vor Sturm oder Regen — wenn auch nicht ausreichender — zu finden ist, und auch frische Eier, Sardinen, Raki, d. h. Branntwein, meist auch harzig schmeckender Wein, sich kaufen lassen. In Städten, z. B. in Leondari, Sparta, Tripolitza, Korinth u. a. O. ist das Parterre, wie schon früher erwähnt, gewöhnlich ein Pferdestall; eine Freitreppe führt zu einer Holzgalerie und diese in einen oder zwei leere Räume, der für den Khanji und seine Gäste bestimmte Theil des Gebäudes. Selten sind, wo sich's um zwei Räume handelt, diese durch eine Thüre getrennt. Auch in den Wandlöchern fanden wir nirgend Scheiben oder auch nur den Versuch, Licht ohne Regen oder Wind einzulassen. Ein Brett wird wohl einmal vorgeschoben, auch

vielleicht ein Stein dahinter gewälzt, daß dem Brett einiger Halt gegeben werde. Im Uebrigen vertraut man dem milden Himmel.

Da solcher Art ein Khan wenig mehr als eine gewöhnliche griechische Hütte bietet, so machte unser Führer häufig bei andern guten Leuten Rast und meistens schien man den Fremdenbesuch als eine Ehre anzusehen.

Der Zufall oder vielleicht der Geschmack unseres Zantioten fügte es, daß uns wiederholt die gastliche Pflege von Wittwen zu Theil wurde, deren geziemende Haltung sich aber allemal — wir dürfen selbst die habgierige Popin in Kakaletri nicht ausnehmen — unsere Bewunderung erwarb. Möglich freilich ist es, daß die Ehrenwache, welche bald nach unserm Einzug zum Vorschein zu kommen pflegte, auf jene Haltung nicht ohne Einfluß blieb. In Kalabryta bestand diese Ehrenwache, wie schon oben berührt, aus der Nachbarin unserer Wirthin, in Kakaletri stellte sie der Vater der Wittwe, ein nahebei wohnender Pope, in Mavromati schlief der Bruder der bläulich trauernden Wirthin in dem herrenlosen Khan.

Wenn wir die Räumlichkeiten selbst als leer und jedweder Bequemlichkeiten baar bezeichneten, so wird wenig Anstrengung dazu gehören, sich von der Niederlassung eines mit eisernen Klapp-Stühlen, Krimbetten, Koch- und Waschgeschirr, ja mit Gänsen, Kalkuten, Schöpsenkeulen und sonstigem Mundvorrath ausgerüsteten Reisetrupps ein

ungefähres Bild zu machen. Nachdem der in Besitz genommene Raum möglichst gesäubert und vor allem von Teppichen und Decken befreit worden war, deren sich nun einmal in jedem griechischen Hauswinkel finden; nachdem auf dem flach am Boden aus Steinen hergerichteten Herd ein kräftiges Abendessen durch unsern Führer bereitet, und auf der Kiste aus saubern englischen Zinntellern durch uns und unsern Anhang verspeist worden war; nach diesem nothwendigsten Beschluß eines anstrengenden Reisetages entrollten sich die Wachstuchbündel, welche im offenen Zustande ein vortreffliches Nachtlager darboten, und ein Jeder suchte über die bald ihre Rechte geltend machende Müdigkeit das blutsaugerische Treiben zu vergessen, das sofort unter den Decken seinen Anfang nahm.

Von Bettgestellen haben wir, außer in Athen, so weit wir Griechenland bereisten, keine Spur entdeckt. Eben jene gefürchteten Teppiche ersetzten die Stelle der Betten und werden sie aller Orten ersetzen müssen, wo der Platz nicht ausreicht, um auch am Tage den von Bettgestellen beanspruchten Raum zu entbehren. Wo aber eine eigentliche Schlafkammer noch zum Luxus gehört, da pflegt auch der nächtliche Kleiderwechsel unbekannt zu sein, und so unterscheidet sich an vielen Orten der Grieche bei Nacht von dem Griechen bei Tage in nicht viel anderm Wesentlichen, als daß jener sich wagrecht, dieser dagegen sich lothrecht zur Erdachse verhält.

Je weniger nun freilich die nächtliche Ruhe durch ihre Vorbereitungen und Geheimanstalten des Schleiers bedarf, desto minder heischt sie Absperrung, desto ursprünglicher öffnet sich auch dem fremden Blicke das Heiligthum des häuslichen Innern und desto verständlicher wird dem Beobachter, was sich ihm sonst nur durch das Schlüsselloch verrathen würde.

Eins der anmuthigsten Bilder, welches wir diesem arglosen Zusammensein verdanken, verschaffte uns ein spätes Hinaustreten in's Freie, als wir im Khan zu Leondari verweilten. Dieser Khan hat zwei obere Räume; zwischen beiden verschlußlosen Thüröffnungen liegt ein kleiner Freiplatz, welcher auf die Holzgalerie führt. In unserer Abtheilung hörte man bereits schnarchende Laute. Jenseits brannte das von unserm Nachtmahl verbliebene Herdfeuer. Der Khanji hatte noch zu ebener Erde zu schaffen, doch waren in dem Raum neben uns Teppiche zur Seite des Feuers ausgebreitet und ließen errathen, wo er seine Nachtruhe zu halten pflegte. Zwei kleine Mädchen lagen, halb in Decken gehüllt, schon an der andern Seite des Feuers, beide im festen Schlaf, die eine mit der Hand über die Augen eingeschlummert, wie um die helle Flamme nicht sehen zu müssen, die andere auf dem Gesicht liegend, die schwarzen Zöpfe von dem flackernden Scheine golden beleuchtet. Auf einem Schemel aber, den Rücken gegen die Wand gelehnt, saß eine schwarzäugige, schlanke junge

Griechin, mit ausgestreckten Armen ein auf ihren Knieen stehendes Kind haltend, das sie bald an sich zog, bald wieder rückwärts schaukelte, und das unter Küssen und überglücklichem Lachen die Worte eines Gebets oder Liedes nachsprach, welches jene ihm vorsagte. Eine in sich beseligtere Scene ließ sich nicht wohl erblicken, denn kaum war zu errathen, ob das Kind, ob sie selbst sich am meisten ergötzte. Ihr ganzer Anzug bestand in einem eng anschließenden eben bis über die Kniee hinabreichenden Hemd mit rothgestickter Borde, einer ärmellosen, vorn offenen mit Arabesken verzierten Tunika und einem bunten Hüften-Shawl; auf dem Kopf trug sie das rothe Feß mit langer blauer Quaste, und über diesem Kopfschmuck waren die schönsten schwarzen Flechten gewunden, die je der Finger einer Südländerin zusammenflocht. Dabei erschien sie so kindlich und unerwachsen, daß man sie füglich für die Schwester der Kinder halten konnte, wie sehr auch mütterliches Entzücken sich über ihr harmloses Tändeln breitete; sie mochte 14 bis 15 Jahre zählen, ein Alter, das in Griechenland freilich schon über die Gränze des Mädchenalters hinausliegt. Auch war sie in Wirklichkeit, wie ich später erfuhr, eine jener jungen Mütter, die man nur unter südlichen Himmelsstrichen erblickt und die in ihrer kaum erst begonnenen eigenen Entwickelung nie etwas Rührenderes haben, als wenn sie, selbst noch Kind, mit ihrem Kinde spielen.

Aber wir würden kein Ende finden, wollten wir allen

diesen Einblicken in das Stillleben eines so urzuständlichen Volkes im schildernden Worte gerecht werden, all den bunten Gruppen, wie sie sich Abends um das gemeinsame Herdfeuer lagern, all den spukhaften Beleuchtungen im Schein der allmälig verglimmenden Scheite des Herdes, dem schließlichen Davonschleichen der Einen, dem Niederkauern der Andern auf Matten und Teppichen hier, dort, wo immer ein Plätzchen frei ist, bis zuletzt die träumespinnende Phantasie in's Fabelreich hinüberschweift und die verdämmernden Gestalten in Sybillen oder Danaiden verwandelt.

Am Morgen dann, wenn die ersten Strahlen des wiederkehrenden Gestirns golden durch Astloch und Thürspalt dringen, das Wachwerden hier des Einen, dort des Andern, hier die alte Khanmutter mit den grauen Haarlocken unterm gelben Kopftuche, wie sie aus ihrer Decke unmittelbar nach dem Reisighaufen langt und neben sich am Boden die Asche auf die Seite fegt, dort die halberwachsene Tochter — Amphitrite ruft die Alte ihre Enkelin — wie sie zur flachsbeladenen Handspindel greift und, kaum dem Traumgewebe entflohen, schon wieder nach dem Faden sucht, den gestern der Schlaf ihren Fingern entgleiten ließ. Und hier die andere Enkelin, mit lichtbraunem Haar unterm buntgestreiften Kopftuche, die Geishirtin der alten Albaneserin — denn freilich schildern wir ja doch schon wieder, und die Hirtin Constantina, wie die Spinnerin Amphitrite sind

wahre Gestalten, die uns in Kastanio, unfern dem stymphalischen See, kaum vom Schlummer erwacht, geduldig zum Skizziren standen.

Mag es hiermit aber des Nachtlebens genug sein. Selbst eine weit fügsamere Feder vermöchte doch nur in schwachem Abglanz wiederzugeben, was die Ueberschrift dieses Wanderblattes zu schildern versprach, und was so schwer aus der Empfindungswelt in diejenige des klaren Begriffs übergeht: Nächte unter südlichem Himmel, griechische Nächte!

Daheim.

Steyrisches Almleben.

Die Alm hat ihre unvergänglichen Zauber, und wer aus den Thälern einmal hinauf kann, dem wird die Mühe des Bergsteigens reichlich belohnt. Es weht doch eine andre Luft da droben, es erweitert doch die Brust, einmal den Bergriesen Aug in Aug gegenüber zu stehen, in reinerer Atmosphäre all' die lieblichen Farbenspiele des kommenden oder scheidenden Gestirns im weiten Umblick zu überschauen, fern von dem summenden Geschwirr des Dorf- oder Feldlebens sich mit dem Gefühl des Allein- und Geborgenseins zu durchdringen, aufzuathmen, in großartiger Naturumgebung sich selbst zu vergessen.

Ein Dutzend, oder weniger, Holzhäuschen stehen umher. Sie sind noch leer, denn die Schneewetter sind noch nicht ganz vorrüber. „Mailüfterl" wehen im Thal, aber droben giebt's noch alle Morgen glitzernde Silberdecken. Vor Ende Mai kommt kein Leben in die Almhütten und

mit dem Anfang oder Ende September ist das Almleben doch schon wieder vorüber.

Um so einsamer und feierlicher ist's noch hier zwischen den leeren Häuschen. Ein jedes hat seinen umzäunten Krautgarten, seinen hölzernen Anbau für zehn bis zwölf Kühe, für etliche Schweine und Ziegen, auch wohl für Hühner. Viereckige, übereinander gelegte Fichtenbalken, an den Winkeln des Hauses mittelst Ausschnitten mit der anstoßenden Balkenlage zusammengefügt, bilden die vier Wände. Das überragende Dach besteht aus Holzschindeln, von Holz ist der Schornstein, wo ja einer ist, und von Holz sind alle übrigen Theile des Hauses; kaum, daß ein Eisennagel an das Thürschloß verschwendet wird.

Freilich, wo die Wälder zu tief unten liegen, da giebt's auch steinerne Almhäuser und ihrer mögen fast noch mehr sein, als der aus Holz. Bruch- und Feldsteine lesen sich schon aller Orten in hinreichender Menge zusammen.

Ob aber aus Stein oder Holz — eins fehlt weder dort noch hier: in nicht zu großer Ferne giebt's eiskaltes Quellwasser. Auch ein paar klare Lachen spiegeln den blauen Frühlingshimmel ab, willkommene Schwemmen für das Almvieh, wenn erst die Sonne mehr in Scheitelhöhe steht.

Nicht minder ist für den Durst der Seele gesorgt. Zwischen Eichbäumen, denen eben junge Blätter wachsen, steht eine Kapelle von Holz. Verdorrte Alpenrosen vom vorigen Jahr, Edelweiß und gelbe Alpenprimeln trauern

in Scherben vor einem verwitterten Marienbilde. Das welke Eichenlaub tanzt unter den Gebetbänken umher, und wenn der Wind zwischen die verblaßten Bänder und unter die von der Wand sich lösenden Votivbilder fährt, raschelts gar eigen.

Zwei Fichtenstämme, seitwärts von der Kapelle, der weitesten Aussicht gerade gegenüber, hat der Wintersturm vor manchem Jahre auf den Boden hingestreckt. So weit die Axt der Schwagerinnen den Aesten und Zweigen beikommen konnte, haben diese zur Heizung des Milch- und Käsekessels herhalten müssen; die Stämme selbst sind in so hoher Region werthlos, genug giebt's immer des leicht erreichbaren dürren Zwergholzes. Man wird sich ihrer als willkommener Ruhebänke bedienen und manche Abendstunde darauf verplaudern, bis das Gewürm die Sitze morsch und morscher macht und die letzten Trümmer nun doch — aber bis dahin schwagt hier oben schon ein anderes Geschlecht — den Weg alles Holzes gehen werden. Graswuchs bedeckt den ganzen Almboden. Es ist noch kurz und die recht schmackhaften Futterkräuter, nach denen die Schwagerinnen mit Sichel und Steigeisen stundenweit umherklettern, beginnen kaum erst zu sprießen; und doch, wie Alles hier oben frischer und aromatischer ist, so auch die kurze Grasdecke selbst, der kleinste Halm hat seinen Balsam-Duft.

Das ist die Alm im Frühling, wenn sich die Gemse

noch zuweilen aus der Höhe ihrer kahlen Bergheimath bis auf die futterreichen Almhänge hinab getraut, wenn sich die summenden Insecten noch im Thal wohler fühlen, und der kreisende Geier unter der Augenlinie des hinabblickenden Bergsteigers nach der Krähennestern in den Tannenwipfeln des niedrigen Gebirgs späht, kaum hörbar sein lauter Ruf, kaum erkennbar sein schillerndes graubraunes Gefieder.

Aber die Tage werden länger. Nun wird unten im Dorf oder Marktflecken zum „Auftrieb" gerüstet. Das milcharme Vieh wird verkauft oder abgestochen. Die Henne, welche sparsam im Eierlegen ist, kommt in den Kochtopf, der alte Hahn erhält einen beschränkteren Wirkungskreis und sein schwarzgrüner Sohn, — denn die weißen Hühner holt der Geyer — derselbe, dem eben erst die stolzen Schweiffedern und die Sporen gewachsen sind, wird den Almhennen zugetheilt. Eines Morgens früh geht's mit mächtigem Geblök aus den dumpfen Ställen hinaus in's Freie, die springenden Kälber vorauf, die brüllenden Kühe hinterdrein.

Lang und spitz ausgewachsen sind die Hufe, der Schweif trägt schwer an den Wintervermächtnissen des langen Stalllebens. Alles draußen ist den Thieren fremd, staunenswerth geworden, — sie würden sich kaum auf die Straße wagen, ginge nicht die ihnen wohlbekannte Schwagerin mit dem Salzblock unterm Arm und dem Zeugbün-

del auf dem Kopfe voran, folgte nicht mit dem groben Stecken der Mahr (der Großknecht) und an dessen Kette der stolz auftretende Brummochs, dem sie es schon an der Stimme anmerken, daß die Almreise begonnen hat.

Zwei, drei Stunden, auch wohl noch länger, geht es bergauf. Manche Triftthecke wird passirt und das Tannenthor allemal sorglich wieder verschlossen. Rehe huschen auf die Seite und gucken aus der Ferne nach der blökenden Karawane. Wo eine Eiche im vorigen Herbst ihre Früchte umherstreute, möchten die Schweine Rast machen. Die kletternden Ziegen spähen jedes schmackhafte Kräutlein aus, und der mitgenommene Geisbube wird nicht fertig mit Steinwürfen, um die abseits botanisirenden zurückzurufen.

Aber Halt gemacht wird nur, wo die Ruhestellen zum Abladen der Kopfbürden hergerichtet sind, galgenartige Gerüste in ungefährer Schulternhöhe der Tragenden. Wenn der Mahr am Freitag jeder Woche Mehl, Brot und Salz auf die Alme schafft — denn die Schwagerin kommt jetzt nicht wieder vor dem Herbst in's Thal hinab — da setzt er dort von Strecke zu Strecke die Bürde ab und ebenso erleichtert er sich beim Hinabsteigen, so oft ihm die Schmalz- und Käselast zu drückend wird.

Nun ist die Alm nahezu erreicht. Dem Metallklange der Kuhglocken antworten gleiche Töne aus der Höhe. Aus hellgestimmter Kehle jodelt's herab, und die Schwa-

gerin steht still, um zu probiren, ob's noch so voll aus der Brust zurückklingt wie im vorigen Jahr. Viel Salpeterluft gab's freilich den Winter über im dumpfen Stall zu schlucken. In den ersten acht Tagen wird noch kein rechtschaffener Jodler gelingen. Aber die Stimme ist noch da. Sie wird sich schon wieder frei singen.

Daß die Alm wohl in einer und derselben Woche, aber nicht an demselben Tage von allen Schwagerinnen bezogen wird, hat seinen Scheingrund in mancherlei Geschäften, die erst abgethan sein wollen, ehe der Auftrieb möglich ist. Einen wirklichen Grund mag man oft im Kalender suchen, der diesen oder jenen Tag als segensreich zu solch einem Vorhaben empfielt, oft auch in der Vorliebe des Bauers oder der Schwagerin für diese oder jene kirchliche Bedeutung des Wochentags. Der Montag z. B. ist dem heiligen Geist und den armen Seelen (im Fegfeuer) geweiht; der Dienstag gehört den heiligen Engeln; am Mittwoch verehrt man den heiligen Joseph; am Donnerstag das heilige Altsrkrament. Den Leiden Jesu ist der Freitag gewidmet, der Mutter Gottes gedenkt man vorzugsweise (freilich jetzt kaum noch mit dieser Einschränkung auf einen Tag) am Samstag. Und endlich thront die goldne Dreieinigkeit, wie das Sonnendreieck auf alten Kupferbildern, über dem Sonntage. Was Wunder, wenn da der eine Tag noch verheißungsvoller ist, als der andre?

Am Sonntag wird freilich Niemand auftreiben, und

auch am Samstag mögen wenige Schwagerinnen hinauf; denn auf der Stelle ist doch nicht alles sauber und in Ordnung, und der Samstagabend könnte halt Besuch bringen. So hält man es denn etwa mit den heiligen Engeln und hat nun Zeit, um sich vorzusehen.

Jetzt ist die Alm vollzählig besetzt. Zehn bis elf Almhütten und ein paar lose dabei stehende Stadel, in jeder Hütte eine handfeste Schwagerin, jung oder alt, wie es eben kommt, in einer auch wohl noch eine Kälberdirne für's Jungvieh; dazu auf jede Hütte 12 bis 20 Vierfüßler, vielleicht noch ein paar Hennen und ein Hahn — das etwa ist der Durchschnittsbestand einer steyrischen Almwirthschaft.

Nun die Schlüssel nicht mehr hinterm Ofen beim Bauer hängen, sondern unter dem Schwellenbrete der Schwaghütte selbst verborgen sind, läßt sich auch ein Blick in's Innere der Räume thun.

Zwei gesonderte Abtheilungen giebt's zumeist, an die sich eine dritte anschließt. In dieser wird Milch, Schmalz, Käse, Mehl und Salz verwahrt; die nächste enthält den breiten Herd, die Kessel und Geschirre und was sonst beim Schmalz- und Käsemachen gebraucht wird; die letzte Abtheilung endlich ist der Schwagerin Wohn- und Schlafzimmer. Hier zeigt sich die größere oder geringere Sauberkeit der Bewohnerin mehr noch als in der Vorrathskammer, in welcher auch die minder ordentliche Schwagerin selten eine Nachlässigkeit zur Schau treten läßt. Ein solch

viereckiges Schlafgemach hat meist drei kleine, vergitterte Fenster. In demjenigen, das wir eben betraten, steht das Bett hart neben einem dieser Fenster, so daß die aufgehende Sonne der Schlafenden unmittelbar in die Augen scheint, wenn ja das Morgenroth sie nicht schon an ihr Geschäft gerufen haben sollte. Das Bett selbst ist durch ein Bret noch über seine eigentliche Höhe erhöht. So hoch das Bret reicht, liegt frisches Stroh. Ein grobes Linnentuch bedeckt das stachlige Lager; ein Strohpfühl, eine schwere Federdecke vollenden die Ausstattung.

Es schläft sich nach ermüdender Bergersteigung in solchem Bette gut genug, zumal, wenn man nicht, wie Horaz bei seinem Nachtlager in Tres tabernae, plötzlich zu der verdrießlichen Wahrnehmung gelangt, daß man allzuschmackhaftes Blut in den Adern hat.

Ein Winkel des Schlafzimmers gehört den Heiligenbildern und die Wand bildet dort eine Art griechischer Ikonostasis. Was sich im Lauf der Jahre an solchen Reliquien ansammelte, fand daselbst einen Nagel, Madonnen, heilige Annen, Theresen, Magdalenen — vor Allen die letztern, eine mit der vieldeutigen Unterschrift: „Weil du viel liebtest, ward dir viel vergeben.“

Unter dieser heiligen Ecke, wohin sich auch allerhand Neujahrs- und Geburtstagsbilder mit Versen und lustigen Sprüchlein flüchteten, steht der tannenhölzerne Tisch, welcher die Morgen-, Mittags- und Abendkost zu tragen be-

stimmt ist und, um der dazu gehörigen Gebete willen, unter den Bildern und dem Crucifix seinen Platz hat. Zwei festgenagelte Bänke stehen daneben. Eine buntbemalte Zeuglade an der Wand, unter der am Nagel hängenden silbernen Taschenuhr, enthält den Kleidervorrath der Schwagerin und die Betttücher zum frischen Ueberziehen von Pfühl und Decke; denn es kann doch plötzlich ein Jäger- oder Fremdenbesuch einrücken, um dessen Willen sich's lohnt, das Nachtlager zu räumen und zur Nachbarin zu gehen. Ein Rosenkranz, ein Kamm von hartem Holz, ein Strang Pferdehaare, ein Paar Flaschen mit Thierarznei, auch wohl eine halbleere mit süßem Rosoglio — Nachlaß des letzten Jägerbesuchs — ein abgegriffenes Gebetbuch vom vorigen Jahrhundert, ein Kalender voll rother Silengesichter und schwarzer Satirprofile als Mondeskonterfeie, ein paar Büschel Stierkraut und Fingerkraut — und das Inventarium der Schwaghütte ist fertig.

Die Nacht über steht das Vieh im anstoßenden Stall. Nach dem Frühmelken wird es ausgetrieben und sucht sich sein Futter selbst; Abends ruft die Stimme der Schwagerin es wieder heim. „Gemsl, Hirschl, Schäkerl" tönt's dann in langgezogenen Rufen, und die Gerufenen kennen sowohl den schmeichelnden Ton der Schwagerin, wenn sie ihre Namen durch die hohle Hand schreit, wie wenn sie den Unfolgsamen ein „Alle Galgen-Vieh" oder sonstige Verdeutlichungen ihres Heimrufens nachwettert.

Fällt ein Ungewitter ein, da giebt's am lichten Tage plötzlich Hallo auf der Alm. Alle Dirnen sind hinter dem weit umher verstreuten Vieh drein, jede bemüht, das ihrige mit Lockrufen, Schelten und Steinwürfen unter Dach und Fach zu schaffen; denn ein Nebel kann dem Wetter folgen und auf halbe oder ganze Tage das Eintreiben des Viehs vereiteln.

Oft auch hat sich ein Thier verklettert oder im Zerbenholz verwickelt, daß die Hülfe der andern Schwagerinnen aufgeboten werden muß, um es zu befreien. Oft hat sich eins völlig verloren und nach allen Seiten nun schweifen die Dirnen aus, um es wieder zu schaffen. Giebt es gar jungen Zuwuchs im Stall oder Vieherkranken, so müssen die Erfahrensten mit Rath und Hülfe herhalten, und allenthalben geschieht es willig, da das Trag und Hilf gar rasch in der Reihe herumkommt und wer heute Beistand leistet, morgen desselben benöthigt sein kann.

Dabei zwingt die stete Möglichkeit schlechter Witterung die Schwagerin zum Vorrathsammeln von schmackhaftem Futter. Und hier spornt der Eifer der einen den der andern. Während des Melkens will das Vieh die besten Kräuter fressen, sonst hält es nicht still; denn das Almvieh ist lebhaft, unruhig und nahezu der Wildheit zurückgegeben. Während Sturm und auch wohl Schnee es im Sall hält, will es gut genährt sein oder ein empfindlicher Ausfall an Milch folgt der Vernachlässigung sofort.

So benutzen die Schwagerinnen denn freie Stunden unermüdlich, um große Futterbündel von allen Seiten zusammenzuschleppen. Die sich der Mühe verdrießen ließe, unwegsame Stellen zu diesem Zwecke zu erklimmen, käme bald als schlechte Futtergeberin in Verruf, und da es der Mahr erführe und durch ihn der Bauer selbst, so hätte sie ihr Amt in Kurzem verscherzt. Man sieht die Schwagerinnen daher, ob sie auch weit aus dem Gesichtskreise ihres Brotherrn sind, immer vollauf beschäftigt. Sie haben einen schweren Dienst und die zwei bis drei Gulden Monatslohn, das grobe Paar Schuhe, das noch gröbere Hemd und das knallrothe Tüchle, worauf sie etwa Anspruch haben, werden sauer genug verdient.

Dennoch geht die steyrische Dirne gern auf die Alm. Sie hat dort eine Art Selbstständigkeit, welche im engen Bauerhof ihr fehlt und die jeder Dienende als eine große Erleichterung seiner Aufgabe ansieht und anstrebt. Im Hofe ist sie Kühmensch, Saumensch, wie die derbe Sprache des bäurischen „Hoflebens“ sie ohne Arg, aber auch ohne alle beschönigende Wendung, getauft hat. Auf der Alm ist sie Schwagerin, gleichberechtigt in einer Taschenrepublik von Leidens- und Freudensgefährtinnen. Der bergsteigende Naturforscher, der Tourist, der Maler, der Sittenschilderer ihres luftigen Daseins, — sie alle klopfen um Obdach bei ihr an, behandeln sie gut, verrathen ihrem langsamen Verstand, was sie selbst nur dunkel faßte: daß

es ein eignes, zauberisches, poetisches Leben hier hoch oben auf der Alm giebt, wohl werth, daß man Mühe und Anstrengung nicht scheue, um ihm auf flüchtige Stunden nahe zu kommen.

Am meisten spricht der Jäger ein, und man weiß, bis zu welcher gefürsteten Höhe eben in den steyrischen Gemsbergen der Name Jäger hinaufreicht. Wo anders als in den Hütten der Schwagerinnen läßt sich Nachtlager finden, wenn der Förster mittelst Staffette die Nachricht entsandte, ein Schildhahn balze hoch oben im Gebirg, ein Zwanzigender habe gewechselt, ein Steinbock sei schon zum zweiten Male gesehen worden? Vier- bis fünftausend Fuß Berghöhe beseitigen alle Etiquette, machen die Ständeunterschiede fast so zu Nichte, wie die Größeunterschiede der Schober und Stadeln da unten tief im Thale, und lassen jeden plumpen Bescheid jenen Reiz der Originalität behalten, der in gewissen Kreisen so schwer aufzutreiben ist. Wie gern wiederholt man noch immer das naive Wort des Köhlers, der einer hohen Person beim Forellenfang behilflich sein wollte, dem aber der, wegen eines vielbesprochenen Attentats, dieser hohen Person beigesellte und immer in der Ferne folgende Gensdarm ein Dorn im Auge war: „Ew. Gnaden, wir werden heut nix fangen, wenn Ihna der Herr Hofmeister da nit Ruh giebt."

Aber eine andre Art Aufsicht, als die schon dem Köhler

„zuwidre“ fällt im hohen Gebirg weg. Kein Beichtvater steigt auf die Alm. Die Sommerzeit giebt den Schwagerinnen Beichtferien, und das Lied „Auf der Alm giebt's ka Sünd“ spricht vollkommen aus, wie hier, hoch über den Kirchthurmspitzen der Flecken und Dörfer, das Maß von Schuld und — Unschuld eine weitere Fassung hat, als die dort unten gebräuchliche. Und das ist in einem Lande, wo das eheliche Band nur für begüterte Personen erreichbar ist, begreiflich genug.

In der That hat die Armuth hier fast niemals Aussicht bei jungen Jahren heirathen zu können. Der Lohn eines Holzknechts reicht eben hin, ihn in heilen Kleidern zu halten und für die immer durstige Kehle noch ein paar Sonntagsräusche übrig zu lassen. Nicht besser steht sich der Forstknecht oder Jäger. Kaum daß die Arbeiter in den Eisenschmelzen sich zu einer Art Selbstständigkeit durchhelfen. Selbst der „Mahr“ eines Bauerhofes kann mit seinen fünf Gulden Monatslohn, dem üblichen Hemd und dem schweren Paar Bundschuhe nicht eben große Sprünge machen. Sie alle, mit wenigen Ausnahmen, werden deshalb in wechselnden Verhältnissen, denen die Weihe der Kirche und die Heiligung der gesetzlichen Anerkennung vorenthalten wurde, alt und grau.

Wo aber eine Sitte, und sei es selbst eine unbezweifelbare Unsitte, tiefe Wurzeln schlägt, da hat sie durch ihre Allgemeinheit schon eine Scheinberechtigung gewonnen, und

eine laxe Auffassung des einmal Unvermeidlichen tritt bald genug an die Stelle des richtigen Empfindens.

Fast jede Hausfrau fügt sich daher auch in die Nothwendigkeit, ihren Dienstleuten zu gewissen Stunden nicht strenge nachzuschauen. Sie könnte sich künftig selbst bedienen, wollte sie nicht fünfe gerade sein lassen. Eine Menge Ziehkinder, welche aller Orten untergebracht sind, die Folge dieser verschrobenen Zustände, wachsen ohne Vater und Mutter auf und bilden die natürliche Pflanzschule für die immer weitere Ausbreitung solcher launenhaften Bruchtheile des Familienlebens.

Uebereinstimmend mit der milden Beurtheilung dieser Verhältnisse findet man den freundlichen Gebrauch, sich solcher armen Kinder anzunehmen, wenn sie jemandem heimlich zugetragen werden, und sie nicht an's Findelhaus abzuliefern. Die zahlreichen Fehlgeburten aber und die große Menge der Todesfälle eben unter den Kindern der dienenden Klasse beweisen zur Genüge, wie wenig selbst der gute Wille der Begüterten Mißstände so folgenschwerer Art unschädlich zu machen im Stande ist, und auf welche Abwege zu Zeiten die Scheu vor den Kosten und Opfern, mehr fast noch als vor dem Bekanntwerden, führen mag.

Es wird hier nicht ohne Interesse sein, die statischen Quellen reden zu lassen, so weit sie uns eben zur Hand sind, und wie sich nach ihnen die einschlagenden Verhältnisse in sämmtlichen Provinzen des österreichischen Kaiser-

staats*) einer Vergleichung darbieten. Eine eingehendere Zusammenstellung aller, bis jetzt uns nur in unvollkommenen Rubriken vorliegenden Merkmale der Sittlichkeits- und Erwerbsverhältnisse wäre eine Arbeit, welche von großem Nutzen sein könnte. Alles Predigen von den Kanzeln, alles Ausfragen und Schelten in den Beichtstühlen, alles Missionsausschreiben und Processionsanordnen, so lobenswerther Eifer sich darin bethätigen mag, sie alle rühren nur an die Oberfläche der Erscheinung und ihre Ergebnisse sind daher auch nichts in die Tiefe Reichendes. Eine wissenschaftliche Verarbeitung des statistischen Materials würde die geheimen Ursachen der offenen Schäden ganz anders an der Wurzel packen, und es wäre zu wünschen, daß eben jener lobenswerthe Eifer sich diesem im Geheimen fortfressenden Schaden vorzugsweise zuwendete.

Wir haben in folgender Uebersicht die Zahlen auf Promilledurchschnitte zurückgeführt. Das Jahr 1851 als das in dem erwähnten Werke am vollständigsten statistisch festgestellte, dient den Ermittlungen als Grundlage.

---

*) Das Kaiserthum Oesterreich, von Dr. A. Schmidt und Prof. W. F. Warhenek. Wien 1857.

	Auf tausend Seelen der Bevölkerung kommen:				Es kommen auf tausend	
	Hochzeiten	Sterbefälle	eheliche Geburten	uneheliche Geburten	eheliche Geburten todte Kinder:	uneheliche Geburten
in Steyermark .	6	25	20	7	21	31
„ Kärnthen . . .	5	24	18	9	10	31
„ Krain	5	26	25	2	13	30
„ Istrien (mit Triest)	8	26	30	2	18	70
„ Dalmatien . .	7	23	26	$^3/_4$	3	32
„ Lombardei . .	8	28	34	$1^1/_2$	11	54
„ Venedig	8	28	$34^1/_2$	$^3/_4$	10	30
„ Schlesien . . .	8	25	33	5	19	27
„ Tyrol	6	24	27	2	10	18
„ Salzburg . . .	4	26	20	7	15	25
ob der Enns . . .	6	25	23	5	19	27
unter der Enns (mit Wien) . .	8	30	26	10	26	45
in Bukowina . .	7	19	$27^1/_2$	2	3	3
„ Siebenbürgen	9	24	33	1	8	24
„ Ungarn	11	30	40	2	9	20
„ Woiwodschaft, Serbien und Banat	12	30	40	fehlt Angabe		
„ Militärgrenze .	15	38	40	$^1/_2$	9	28
„ Galizien . . .	8	31	36	3	12	25

Ueber Croatien und Slavonien fehlen die Angaben.

Die beiden letzten Rubriken führen vor allem zu dem auffallendsten Einblicken in die Geheimfächer der untereinander so abweichenden Sitten. Es liegen aber die Schlüssel für die eigentlichen Ursachen so großer Abweichungen nur in Vermuthungen zur Hand. Die ärztlichen Behörden wären vorzugsweise berufen, ihre Untersuchungen diesem Felde zuzuwenden und durch klares Aufdecken der gewonnenen Resultate Abhülfe anzubahnen. Es scheint in dieser Richtung noch kaum der Anfang gemacht worden zu sein.

Zum Glück reichen diese Sittlichkeitsbilanzen nicht bis auf die Alm hinauf. Sie würden hier nichts bessern; denn Klostersitten bedurften noch immer des Zwanges und der bannenden Mauern, und die Natur müßte ihre Gesetze revidiren, sollte eine Schwagerin zum freiwilligen Nonnenthum hinneigen.

Da aber die Vorbedingungen einmal nicht anders sind, so mag ihren Folgen wenigstens der schwache Rest von Einfalt und Natürlichkeit nicht verkümmert werden, der doch noch einen Hauch von poetischer Jugendfröhlichkeit über das harte Arbeitsdasein dieser Gebirgsproletarier verbreitet.

Und das thut der Samstagabend, dieser schlimme Kiltgangsabend, gegen dessen Ausartungen der Volksfreund von Lützenflue mit so vielem Rechte in einem Lande, wo die Ehen weniger erschwert sind, den Eifer seiner Beredt-

samkeit entbrennen ließ. Am Samstag Nachmittage ruht die Axt des Köhlerbuben, die Säge des Holzknechts. In den Schmelzwerken werden die Kohlen der mächtigen Essen ausgegossen, der schwere Hammer im Hammerwerk wird an die Kette gelegt, der Mahlgang zum Gebläse trocknet aus und der immer reichliche Gebirgsstrom braust durch die aufgezogenen Schleußen einmal wieder fesselfrei dahin.

Denn erst in der Frühstunde der Montagsnacht beginnt des Heizers Geschäft von neuem. So ist dem Arbeiter also Zeit vergönnt, den Ruß der Essen und den Kohlenstaub abzuwaschen und sich seiner kaukasischen Abkunft im Wiedergewinnen der hellen Hautfarbe zu erfreuen.

Nun gehts dann aber auch im besten Staat bergauf, eine Blume hinterm Ohr, Gamsbart oder Schildhahnsfeder auf dem grünen Hut. Die Beine stecken in kurzen, schwarzen Gams- oder Bockslederhosen; wo der blaue oder grüne Strumpf und die stramme Wade unten abschließen, beginnt das hohe Oberleder des schwerbenagelten Bundschuhs. Die Brust bedeckt der rothe, hinten offene Brustfleck von Kattun, darüber das grüne Tragband mit breitem Verbindungsband quer über die Brust. Die graue Joschte mit kurzen grün belitzten Schößen hängt über die Schulter, damit das frische weiße Hemd nicht versteckt werde. Aus der Hosentasche guckt das Besteck in blanker, vielverzierter Messing oder Stahlscheide.

So gehts bergauf und zur Schwagerin.

Die aber hat schon früher als gewöhnlich eingetrieben, abgemolken und ihr bestes Zeug angelegt. Auf dem Herde brodelt ein gewaltiger Kessel mit Schmalz, d. h. mit eingesottener Butter. Weißes Mehl wird hineingerührt, bis die fette Masse einigen Halt gewinnt. Dann kommt nochmals ein Löffel voll Schmalz hinzu, und nun ist das Leibgericht der Steyrer, der glänzend fette Sterz, fertig. Milch ist natürlich in Fülle zur Hand. Wein oder Rosoglio wird der Bursche mitbringen, wenn anders er seinen Vortheil versteht. Und jetzt macht sie sich, so lange der „Bua" noch im Aufsteigen begriffen ist, an's Jodeln.

Und der „Bua?" Weit hinab hört er's, „sakrisch" weit hinab, und ihm müßt's gar schwach in den Lungen sein, wenn er nicht zurückjodelte, daß die alten Gemäuer, wie der Steyrer das Gebirg nennt, vor Einsamkeit und langer Weile Echoruf zurückstöhnen. Dazu werden, so oft bewölkter Himmel die Wege verdunkelt, Kienfackeln angezündet. Und so zieht sich's leuchtend und jodelnd bergauf, daß die Dirnen im Thal nicht wissen, wohin mit den Augen und Ohren.

Denn gar viele Singweisen sind weit und breit bekannt genug, um daß bei der Melodie auch der fernen Lauscherin gleich die Worte mit in's Ohr klingen, und die eine Weise, die mit dem schönsten Hulitzer schließt, mag hier, wie wir sie der schmuckſten Schwagerin selber nachschrieben, unsere Schilderung schließen.

Ich freu mi auf die Samstagnacht,
Do geh i zu mei Madl,
Ich tanz mit ihr en Steyrischen,
Sie dreht sich wie a Radl.
Huli auf der hohen Alm ꝛc.

Und wie ich auf die Alma kimm,
So brommelt schon der Stier,
Und wenn ich bei der Schwagrin schlof,
So brummt er nah bei mir.
Huli auf der hohen Alm ꝛc.

Die Schwagerin heißt Klareli,
Ist gar a saubres Madl,
Sie hat schwarzbraune Aeugelein
Und schlakkerische Wadl.
Huli auf der hohen Alm ꝛc.

Der Kuabuab aus Tönibal
Ist gar e feiner Bua,
Er trinket gern, er zahlet gern,
Er geht der Schwagrin zua.
Huli auf der hohen Alm ꝛc.

Im tyrolerischen Pinschkerland
Da machen's größere Käs,
Sie sehn's als wie die Schliefstein aus,
E Theil noch größer es.
Huli auf der hohen Alm ꝛc.

Und dreimal um den Kas herum
Und dreimal um den Herd,
Und wann die Madl nit sauber sein,
So sei'ns kein' Mann nit werth.
Huli auf der hohen Alm ꝛc.

Eine Bauernhochzeit in Steyermark.

Bauernhochzeiten haben in allen Gegenden irgend eine Absonderlichkeit, welche beachtenswerth ist; hier sei eine obersteyerische beschrieben.

Wie man weiß, ist das Freien an sich kein ganz leichtes Ding. Nicht, daß ein hübscher Bursche grade immer mit Flederwischen heimgesandt würde, wie in Langbein's warnender Dichtung; es giebt genug Mädchen, — auch in Steyermark — die der Ehe noch nicht abhold sind. Aber zum Hochzeitmachen ist mehr als das Einverständniß der beiden Brautleute erforderlich. Selbst wenn die Eltern nichts einzuwenden haben — und sie sperren sich doch nicht selten — so kommt noch wesentlich die Gemeinde und ihr guter Wille in Betracht. Handelt sich's um einen Handwerker, so fragt sich, ob eine Veranlassung vorliegt, dem bisher allein berechtigt gewesenen Schuster, Schneider, Schmied oder wie das Handwerk immer heißt, einen Concurrenten zu setzen. Es kann

solches Bedenken drei, vier, fünf Jahre ungelöst in der Luft schweben, und in der Zwischenzeit mögen die Brautleute einander in Geduld trösten, oder sich helfen, wie es die Landessitte mit sich bringt. Handelt sich's um einen Knecht, einen Pachter, einen Landmann, so muß er ein rundes Vermögen nachweisen; die rüstigen Arme, welche ihm täglichen Erwerb verheißen, genügen nicht, um die Gemeinde über die Möglichkeit einer Verarmung des betreffenden Freiers zu beruhigen. Auch er mag warten, d. h. alt und grau werden und inzwischen sich trösten, wie es der Handwerker thut.

Diese Eheschwierigkeiten haben ihre leicht errathbaren Folgen. Wir haben denselben aus der Vogelperspective des Almlebens schon einen Blick zugeworfen, hier genüge die Erinnerung, daß wir uns in einer Gegend befinden, wo viele Bündnisse bestehen, denen der kirchliche Segen aus gemeinde-politischen Gründen vorenthalten wird; daß eine weitgreifende Laxheit der Sitten dadurch sich auch in den Verkehr solcher Personen eingeschlichen hat, welche alle Bedingungen des Gesetzes zu erfüllen im Stande sind, und daß der Pfarrer häufig sein ganzes Ansehen in die Wagschale werfen muß, um die Betreffenden gemeinsam zum Altar zu bringen.

Es ist ihm diesmal gelungen und zwar hat er gleich zwei solcher Paare zum Altargange hinter ihren Herdstellen hervor geholt; die sonstigen Verlöbnißförmlichkeiten freilich

sind deshalb nicht mehr nöthig gewesen und der alte Blasel am Eck, sonst der beliebte Vermittler, verdiente keinen Kuppelpelz.

Dieser Blasel hat das verschmitzteste Gesicht in der ganzen Umgegend, und seine fröhlich rothen Wangen überreden besser fast, als es die mancherlei sonstigen Gründe vermögen, die ihm funfzigjährige Erfahrung in diesem Geschäft geläufig machte. Es mag sich lohnen, ihm einmal auf seinen erotischen Botengängen nachzuziehen.

„Du, Kühmensch", sagt er da wohl Abends zu einer Schwagerin (Sennerin), die eben mit ihm hu und ho eintreibt, „was zahlst für die Neuigkeit, die ich unter der Kappen hab?"

„He", giebt sie zurück und wirft mit einem Stein nach dem unfolgsamsten ihrer Thiere, „dunstig mag schon sein, was du unter der dreckigen Kappen hast. Mag eh nichts davon schmecken."

„Bischt doch die bissigste Sau auf der ganzen Alm" sagt der Blasel wieder und macht sich's bequem. „Geh her und schau, daß ich e Stutzen Millich zu saufen krieg. Auf die Sackwiesen geh ich nicht wieder vetteln (werben) und wenn der Gamsbauer selber anspannen thät."

Während dessen „hulitzt" die derbknochige Tonerl hinter ihren elf Kühen und Kälbern drein, schilt oder lobt sie mit dem ganzen Titelregister herkömmlicher Vieh-

beinamen, sperrt sie endlich in den Stall neben ihrer Almhütte und macht sich sofort an's Melken.

„Hascht dir's wegen des Natzels überdacht?“ fragt der Blasel nach einer Weile und zündet Feuerschwamm an.

„Laß mi aus mit dem Fratz“, tönt's hinter dem Kuheuter hervor, wo die Tonerl vollauf beschäftigt ist.

„Jehkers“, ruft der Andre und schmaucht die kurze Ahornpfeife an, „jehkers, red'st doch grad, als ob der Natzel e Spucktriegel wär. 's ist noch e riegelsamer (rüstiger) Buab und lang zu guat für solch e Narrentaddel wie du.“

Die Tonerl hat nicht gleich die rechte Antwort auf der Zunge und entladet ihren Zorn in einem Schlag mit der flachen Hand, den der Hintertheil der eben gemolkenen Kuh empfängt. Diese betrachtet sich als entlassen, und die nächststehende, „Mohrenkopf“ betitelt, stellt sich an den Melkschemel.

„Wann du mi heint fortschickst“, fängt der Blasel wieder an, indem er aus dem Milcheimer einen Schluck thut und sich mit dem Aermel den Mund wischt, „da schlag ich ihm die Wawi (Barbara) von der Bürgeralm vor.“

„Die loamlakete?“ (maulfaule, dumme.)

„He! sie is gar nit so z'wider und für den Natzel gamblet (hübsch) g'nug. Das G'seiß (Schwatzen) braucht's bei ihm ohnedies nit.“

„So thut's; 's werden nit die ersten und nit die letzten sein, die du z'sammenbatzen thust."

Der Blasel dampft eine Weile in die Luft. „Wird's dir nit hart gschehn, wann ein' Andre als du die Häuselbäuerin werden sollt?"

„Gar kei Spua!"

„E findiger (anstelliger) Kampel is da Natzel, das is eh wahr, und auf dem Hof schaut's gustios aus. 's is heint zu Tag a selten Ding, daß a Kühmensch in a Haushalt hineinheirath', wo kei Fretterei (Kargheit) is. Was meinst?"

Aber die Vevi ist erst achtzehn Jahre alt, und der Natzel steht ihr nicht an; er hat zwei Kröpfe statt einem; für „a Hand voll Kletzen" (getrocknete Birnen) meint sie, braucht sie ihr glattes „G'frießl" (Gesicht) noch lange nicht zu verhandeln.

Der Blasel hat sie gut hochmüthig schelten und ihr prophezeien, es müsse schon kurios kommen, wenn ein Andrer sich finde, dem ihr „Mundstückel mit dem Schneller drin" recht sei. Sie will's drauf wagen; was er für Neues unter der Kappen hatte, hat sie ihm gleich „angekannt und hat g'wißt, daß 's heint' die Kost nit zahlen wird."

„Wenn 's so g'meint sei", sagt der Blasel, „den Stutzel wassrige Milch werd' er auch noch vergütigen können."

Aber den Kreuzer nimmt die Vevi nicht an. Er werde noch mancher Orten einsprechen müssen, ehe er den Natzel

mit seiner „alten Müh“ (altem Uebel) unterbringe. Die billigen Menscher ständen jetzunder schon zu schitter (zu undicht), als daß ein jeder „Schlankel“ sie nur so im Müketzen (Blindekuhspiel) haschen könne. Mit dem Freien sei es „en eigen Ding und man müsse halt a Schneid dazu haben.“

Damit ist die Unterhaltung zu Ende. Der Blasel packt ein. Nicht, daß er böse oder beleidigt wäre. Im Gegentheil, die Vevi „g'fallt ihm absunderlich“, wie er sich's beim Bergabrutschen vorsagt, denn sie hat den Kopf fest auf den Schultern und „das Maul recht in der Mitten und immer geladen“; er wird schon einmal wieder auf die Sackwiesen hinaufstelzen, wenn erst des Schleackenbauers Sohn oder der Huber am feuchten Wehr ernstlich an's Freien denkt. Einstweilen wird er nach der Bürgeralm hinüber trollen — heute freilich nicht mehr — und die loamlakete Wawi sondiren. Sie ist schon ein halb Dutzend Almsommer älter als die Vevi und wird aus ihren Ersparnissen für den Besuch und Antrag des Blasel am Eck ein Uebriges thun.

Hat er dem Natzel auf solchen diplomatischen Rundreisen dann endlich ein „Weibsbild“ verschafft, und ist wegen der Ausstattung und der Absagung alles festgemacht worden (der Freier pflegt eine Geldsumme der Braut zu bestimmen, über die sie nach seinem Tode verfügen kann und die ihr zugeschrieben wird), da begleitet er die

Beiden auch noch zum Pfarrer, damit die „Verlöbniß" von diesem bestätigt und die Abkündigung durch ihn vollzogen werde.

Nach diesen Förmlichkeiten rückt der Tag heran, wo der Natzel im besten Aufputz als Hochzeitbitter zu der Verwandtschaft und Freundschaft umhergeht. Braut oder Bräutigam begleiten ihn, wenn es ihnen eben bequem ist. Doch richtet er es auch häufig allein aus.

Von diesem letztern Rundgange an gerechnet, hat während der nächsten vierzehn Tage der Frauenschneider des benachbarten Marktfleckens, wo die Kirche liegt, alle Hände voll zu thun. Nichts andres als Putz für die Braut, für die Kranzjungfern, für die übrigen geladenen Frauen und Jungfrauen wird auf Bestellung angenommen. Der zweite Frauenschneider in spe, sonst nur im Verborgenen thätig, weil von dem Gemeindevorstand als überflüssiges Mitglied der Gesellschaft bisher immer mit seinen Niederlassungsgesuchen abschlägig beschieden, wagt sich jetzt bei hellem Taglicht zu seinen Kunden und seine Ehehoffnungen steigen, wie ein gut gefüllter Ballon, um freilich nach Ablauf jenes Termins um so tiefer hinabzusinken.

Aber wenn zu der heutigen Doppeltrauung ein Theil der Vorbereitungen ohne den Blasel fertig gebracht wurde, so läßt er es sich doch auch hier nicht nehmen, durch Handleistungen aller Art die Unentbehrlichkeit eines Ceremonienmeisters nachzuweisen, und seine schnarrende Stimme wird

uns im Verlauf der Feierlichkeit noch öfter an das Ohr klingen.

Das eine Paar ist in dem Marktflecken heimisch, das andere in einem der benachbarten „Gräben" oder Engthäler.

Um elf Uhr Vormittags soll Messe abgehalten werden. Zehn Minuten vor der bestimmten Zeit rollen drei niedrige steyrer Wägelchen, jedes mit einem Hengst oder Walach bespannt, aus dem Graben nach dem Markt herauf; draußen vor dem „Freidhof" (Friedhof), in dessen Mitte die Kirche liegt, halten sie still. Herab steigt ein Bauer von fünfundfünfzig bis sechzig Jahren, der „untere Hirschbauer", das ist der eine Bräutigam. Als er den grünen Steyrerhut mit grünem Band, Blumenstrauß und „Gamsbart" vom Kopfe zieht, zeigt sich kein graues Haar, doch haben seine Bewegungen schon etwas Unbeholfenes, und die vielen Runzeln um Auge und Mund weisen eine hübsche Anzahl Jahrringe nach. Ein nagelneuer dunkelgrüner Rock mit hohen Achselfalten reicht ihm bis auf die Knie hinab. Die Weste ist roth; die tuchene Hose umgiebt nach unten ein blanker, fußhoher Lederstoß.

Der „untere Hirschbauer" ist Wittwer. Mit seinem Hof steht es nicht schlecht. Was ihn aber selber betrifft, so liebt er von Weinen vorzugsweise den mittelfarbigen Schilcher, doch verschmäht er nach der vierten oder fünften Halben auch den Schwarzen nicht, wenn eben kein

Blanker zur Hand ist. Nicht immer freilich gelingt es ihm, Abends den Heimweg über die Brücke beim Köhler zu finden; in solchen Fällen kehrt er in's Wirthshaus zurück und versucht am nächsten Abend, ohne den Tag über heimzukehren, ob denn wirklich bei Nacht die Brücke nicht passirbar sei. Eine zähe Gründlichkeit, welcher er oft halbe Wochen zum Opfer bringt.

Uebrigens sitzt ihm, trotz der Furchen und Runzeln, der Schelm noch immer im Nacken, und man erzählt sich, daß er dem Pfarrer auf seine Reprimanden erwidert habe, er wisse nicht, wie er zu der Ehre komme, früher als der gnädige Herr droben auf dem Schlosse Kirchgang halten zu sollen, worauf ihn der Pfarrer an das Sprüchlein erinnert habe: Eines schickt sich nicht für Alle.

Die Braut ist Magd beim „obern Hirschbauer" gewesen, d. h. bei demjenigen Huber, welcher eine Viertelstunde oberhalb ihres Bräutigams am Berg wohnt. Wie ihr Zukünftiger heißt, wird sie wahrscheinlich zum ersten und letzten Male heute am Altare vernehmen, denn im täglichen Verkehr heißt sie künftig die untere Hirschbäuerin und Niemand fragt nach weiterem Vor- und Zunamen. Der Sprung vom Wagen hinab auf die Straße — sie saß auf dem zweiten Wagen — hat ihr für dies Mal keine Mühe gemacht. Ob sie sich dabei plump oder zierlich ausnahm, darauf giebt Keiner Acht und sie selbst weiß davon am wenigsten. Sie ist fünfzehn Jahre lang Schwagerin auf

der Dullwitzen gewesen, und hat beim Futtersammeln ihre Geh- und Steigwerkzeuge zu herkulischer Kraft ausgearbeitet. Es ist fast Verschwendung, daß sie nicht, wie der Blasel am Eck meint, Einen auf der Höh freit. Ihr Anzug ist denn auch derjenige der Schwagerinnen, hellbunter Kattunrock bis auf die Fußenkel, braunes Jacketerl oder Spenzer mit bauschenden Aermeln, rothseidenes Halstuch, schwarze, blanke Schürze, weiße Strümpfe und hohe schwarze Schnürstiefel von starkem Kuhleder. Sie mag einige dreißig Jahre alt sein, vielleicht noch ein Weniges jünger. Der „untere Hirschbauer" führt, wie die Nachbarn sagen, einen rührigen Stock im Hauswesen; es scheint fast, man hat sie eben damit aufgezogen, denn ihr Gesicht ist kein sonderlich hochzeitliches.

Zwei Kranzjungfern entladet das letzte Wägelchen. Sie tragen vollkommen den nämlichen Anzug wie die Braut. Nur die Kränze sind verschieden. Die Braut hat einen nachgemachten Myrthenkranz im Haar; um diesen einen Halbkranz von Rosmarin. Bei den Kranzjungfern ist der Vollkranz aus gemachten weißen Rosen zusammengewunden. Alle tragen Schürzen, aber keine hat Schmuck oder Ringe an den Ohren, eine der auffallendsten Abweichungen von allem, was jenseits der Alpen weibliche Festausstattung kennzeichnet.

Den drei Einspännern haben sich noch etliche Zweispänner zugesellt. Im ersten derselben sitzt eine Musik-

bande, sechs Mann stark, sämmtlich Bläser. Sie haben den Brautzug von dem Wirthshause, woselbst die Geladenen und das Paar schon eine Suppe und ein sogenanntes saures Fleisch einnahmen, nach der Kirche begleitet und ziehen jetzt an der Spitze des Zugs blasend in die Kirche und auf den Chor. Noch ehe sie die Kirche betraten, zog die Braut nach bäuerlichem Brauche einen Gulden aus der Tasche und zahlte damit der Bande die gehabte Mühe. Dem Brautpaar nämlich kommt es nicht zu, mehr als einen kleinen Theil der Tageskosten zu bestreiten und diese Schuldigkeit wird solcher Art bei erstem passenden Anlaß abgetragen. Was während des Restes des Festes für Aufspielen zum Tanz gezahlt werden muß, zahlen die Gäste, indem bald dieser, bald jener einen Tanz bestellt und mit einem Gulden bezahlt. Auch das Mittagsessen zieht der Wirth von den Gästen ein und hält in vielen Fällen das Brautpaar selbst frei. Dafür ist von Geschenken an das letztere am Vorabend der Hochzeit keine Rede, wie denn der nordische Brauch des Polterabends überhaupt nicht bekannt ist.

Während der Brautzug sich auf den Bänken des Kirchenschiffs ausbreitet, rechts die Männer, links die Weiber, und der Blasel am Eck geschäftig hin und her stapft, hört man Böllerschüsse im nahen Markt. Zugleich setzt sich — man gewahrt es von der Höhe des Hügels — der andere Brautzug in Bewegung. Er hat eine gute

Viertelstunde Weges zu machen und kommt jedenfalls um eben so viel zu spät zur Messe, denn der Pfarrer hat erklärt, keine Minute warten zu wollen. Aber heute ist Musik auf dem Chore und die Ceremonie wird immer noch eine hübsche Zeit länger dauern, als der Zug ausbleiben kann. Während nun drinnen die Messe beginnt, das Glöcklein läutet und die Orgel brummt, klingt näher und näher die Hornmusik des verspäteten Zuges und nach und nach erkennt man zwischen dem Kukuruz- und dem Spelzfelde des Herrn Pfarrers eine Reihe städtisch gekleideter Männer und Weiber, unter welche sich einzelne steyrer Trachten, wie Fahnen aus dem Türkenkriege, veraltet und urväterlich, gemischt haben. Die Braut hat etwas Buckel, dagegen fehlt ihr der jungfräuliche Schmuck des Kranzes, was hier ziemlich unbeachtet vorübergeht. Aus Rücksicht auf das Fehlen dieser Zierde haben auch die drei Kranzjungfern dem Kopfschmucke entsagen müssen. Eine weiße Camelie am rechten Ohr ist alles, was sie im feingeflochtenen Haar tragen. Der Männer Hüte sind mit gemachten Blumen und buntem Flitter verziert, Angebinde, welche die Braut beim Antreten des Zuges vertheilt.

Vor der Kirche hält der Zug einen Augenblick, um das Abschießen der in den Sand des Friedhofs eingegrabenen Böller abzuwarten. Dann trompetet er in die Kirche und mitten in die Messe hinein, versteht sich mit der lustigsten Melodie, welche im Notenbüchel aufzufinden ist.

Endlich hat Jeder sich gesetzt und die Ceremonie nimmt ihren Fortgang. Die Kirchenmusik in den steyrischen Dorfkirchen ist meist sehr mittelmäßig. Eisenerz, Admont, Katrein, wo Bittmann's nicht unbedeutende Kraft wirkt, machen Ausnahmen. In den übrigen Kirchen herrscht ein buntes Durcheinander von alten und neuen Scharteken und man hat Mühe zu sagen, ob die Auswahl der Musikstücke oder ihre Ausführung mehr zu wünschen übrig läßt. Heute vernehmen wir nach manchen andern Wunderlichkeiten das Duett:

In deinem Arm zu weilen,
Freund, welche Seligkeit!

Es ist für Chor arrangirt und ein neuer Text dazu gegeben. Wir hören nur die Musik des liebeschmachtenden Duetts und uns klingen die alten Worte unwillkürlich dabei im Ohre, dabei schweift unser Auge von dem untern Hirschbauer und dem fast unentdeckbar kleinen zweiten Bräutigam, einem ehrbaren Huterer oder zu deutsch Hutmacher, nach der Kanzel hinüber und wird dort von einer Anzahl vergoldeter Holzengel festgehalten, welche in der gespreizten Anmuth der Zopfzeit seit einigen sechzig bis siebzig Jahren um Aufmerksamkeit werben. Der am meisten Vorgedrängte hält ein brennendes goldenes Herz in den Händen. Es taugt vortrefflich zu dem überliebesseligen Duett.

Endlich aber ist die Messe zu Ende.

Die Paare treten neben einander zum Altar. Mit deutlicher Stimme werden jedem derselben die Erklärungen und Pflichten ihres Bündnisses vorgelesen; dann folgen für jeden Einzelnen drei Fragen, welche mit Ja zu beantworten sind; hierauf Ringwechsel und Umwinden der rechten Hände jedes Paares mit der Stola des Geistlichen.

In diesem Augenblick beginnt wieder die Thätigkeit des Ceremonienmeisters. Der geschäftige Blasel am Eck bringt zwei Flaschen Wein und vier Gläser an den Altar, und nun trinkt der Pfarrer jeder der betheiligten vier Personen den ersten Ehetrunk zu. Des Hirschbauers Wein ist trübe und herbe, man sieht's dem Gesicht des Pfarrers an; desto besser ist der des kleinen Huterers. Nachdem der Trunk am Altar vorüber ist, erhalten die Umstehenden und dann die weiter noch Anwesenden durch den Blasel am Eck eingeschenkt und er verfehlt nicht, die Freigebigkeit bei diesem Geschäft auf möglichst viele auszudehnen. So geht zuletzt das Trinken durch die ganze Kirche.

Während dessen erdröhnt draußen wieder Böllerschießen. Die Musik zieht in's Freie. Der Kellner mit grünem Käppchen auf dem Kopfe drängt sich nach der Sakristei durch, um der leeren Weinflaschen habhaft zu werden, ehe sie in Scherben gehen. Der Pfarrer schreitet grüßend und salbungsvoll lächelnd nach seinem nahen Hause hinüber, um vor seiner Thüre die beiden Züge an sich vorbeidefiliren zu lassen. Hinter ihm drein schlenkert

der Schulgehülfe, einen Teller in der Hand, auf welchem die Pfarr-Gebühren unter einem bunten „Nastüchle“ von Baumwolle, nagelneu und ein Geschenk des bäuerlichen Paars, versteckt liegen. Ein Bouquet von gemachten Blumen, welches die Gabe vollends verbirgt, gemahnt an die Entstehung des Wortes: Unter der Blume.

Wie alt der Brauch des Taschentuchschenkens ist, läßt sich nicht füglich mehr ermitteln. Die Volkseinfalt aber leiht der Gabe eine symbolische Bedeutung. Das Tüchle, heißt es, hat die Bedeutung eines Thränentuchs, das der zum Cölibat verurtheilte geistliche Herr benutzen mag, so oft ihm das Zusammengeben eines glücklichen Paares das Wasser in die Augen bringt. Kirchlichen Personen muß der Volkswitz nun einmal eine spöttische Seite abgewinnen. Die symbolischen Thiere an den altgothischen Thurmrinnen und Portalen sind nicht ohne Grund oft so possirliche Käuze.

Ehe sich der bäuerliche Zug aber wieder geordnet hat, giebt es ein Gedränge zwischen den Burschen; die Braut muß geraubt und versteckt werden, damit sie der Bräutigam durch ein „Jausen“ (Essen außer der Zeit) wieder auslöse. Der Raub geht um so leichter von Statten, als sich weder Braut noch Bräutigam seit ihrer Trauung um einander kümmerten, und der „Hirschbauer“ fügt sich mit guter Laune dem unvermeidlichen Tribut.

Bei dem Zuge, welcher dem Marktflecken zugehört,

fallen diese Schnurren weg, vielleicht, weil der Kranz fehlt, vielleicht auch, weil man sich hier möglichst der Stadtsitte nähert.

Da diese fast aller Orten ähnlich ist, folgen wir dem bäuerlichen Zuge.

Wieder hat man die Wagen bestiegen. Die starken Pferde greifen aus, die Musikanten blasen, was nur die Lungen hergeben wollen; zum Wirthshause geht's, wo bereits die zweite Suppe dampft.

Zuerst aber wird zum Tanze angetreten, ja, zum Tanze! Ihr meint vielleicht, der alte Hirschbauer werde den Zuschauer abgeben? Da müßte er kein Steyrer sein. Bergsteigen, Sterz-Essen, Schilcher-Trinken und Steyrisch-Tanzen, das vierblättrige Kleeblatt verdorrt keinem Steyrer, so lange Leib und Seele noch zusammenhalten. Es ist wahr, der Hirschbauer hebt die Beine beim Tanzen gewaltig hoch und es sieht sein Sprung sich an, als wolle er den Hochschwab erklettern; aber aushalten thut er doch, und wenn man ihn mit der kopfhängerischen Braut vergleicht, die übrigens ein Andrer herumschwenkt, so weiß man nicht, wem man lieber zuschaut.

Nun setzt man sich in den engen Zimmern an die gedeckten Tafeln. Zwei riesenhafte Wirthstöchter warten auf. Es wird das übliche Tischgebet von Jedem gesprochen, dann sagt der Blasel am Eck — er räuspert sich schon lange — ein paar herkömmliche Worte und hinein geht's

mit den Zinnlöffeln in die Suppe. Ihr folgt gekochtes Fleisch mit Salat.

Dann wischt man sich den Mund, und wer Lust hat, tritt wieder zum Tanze an.

Dem Tanze folgt eine dritte Suppe, dieser wiederum eine Fleischspeise, gebraten, und ein Zugericht.

Dazwischen von neuem Musik und Tanz.

So geht's von Mittag an bis etwa sieben Uhr Abends fort.

Wein steht in unverkorkten Flaschen auf dem Tisch und so lange die Tafel dauert, wird nichts extra bezahlt.

Natürlich genügt auch der dehnbarste Bauernmagen nicht zum Aufnehmen aller dargereichten Speisen. Bezahlt aber müssen sie werden. So hilft sich denn Jeder, indem er nach altrömischer Sitte den Ueberfluß auf einem sogenannten „Bescheidteller" sammelt. Während des Essens häuft er auf diesen die leckern Bissen, welche während der folgenden sieben magern Tage den Nachgeschmack der sieben fetten Tafelstunden fortdauern lassen sollen. Am Schluß der Sitzung knotet er ein Tuch um den hoch gestapelten Vorrathsteller und sendet die gemachte Beute durch ein Kind heim. Vor völligem Schluß des Mahls tritt auch wohl bei einem oder dem andern Gericht ein guter Freund mit scharfem Zuschauerappetit an die Stelle des Geladenen, oder die Frau oder das Kind des Letztern nimmt auf ein paar Minuten den wünschenswerthen Posten ein, und

räumt mit Löffel und Finger unter den erreichbaren Tafelkostbarkeiten auf. Uebrigens ißt der Steyrer auch zu Hause viele und fette Speisen, wie denn fast alle auf den Almen bereitete Butter als Schmalz in steyrischen Küchen verbraucht wird, so daß keine Ausfuhr stattfindet. Somit sieht man zwar handfest zugreifende, aber keine ausgehungerten Stellvertreter.

Um sieben Uhr macht sich der Wirth, mit einem Holzteller und einem Stück weißer Kreide bewaffnet, an den Rundgang. Was jeder Gast zu zahlen hat, pflegt nicht vorher festgesetzt zu werden. Um der Kundschaft willen weiß man schon, daß der Wirth leistet, was in seinen Kräften steht und daß er sich mit einem mäßigen Ueberschuß begnügen wird. Meist handelt sich's dennoch um $2^1/_2$ bis $3^1/_2$ Gulden für jeden Gast.

Während dieses verstimmenden Geschäfts sucht der Ceremonienmeister die Gemüther von Neuem aufzurichten. Er ist auf den Tisch gestiegen und spricht in Reimen. Natürlich kann er nicht lesen und bekümmert sich deshalb um kein Concept. Ein Theil früherer Knittelverse mag ihm von andern Hochzeiten her noch im Gedächtniß liegen. Im Ganzen aber gehen seine Späße doch ziemlich gerades Wegs auf diese Braut und diesen Bräutigam und er wird unter seinem Schindeldache manche Stunde als Reimsprecher gewirthschaftet haben, ehe er sein heutiges satzreiches Festgedicht glücklich zusammenschweißte. Dafür

lohnt ihm allgemeine Heiterkeit und immer neues Gelächter. Nach zwanzig Minuten ist er bis an den letzten Trinkspruch gelangt und damit hat auch diese Belustigung ein Ende.

Nun wird im engen Tanzsaal neu gekehrt, frische Luft eingelassen, Federweißstaub gestreut. Die ungeduldigsten Tänzer tummeln sich jauchzend und jodelnd auf den noch leeren Dielen umher. Sie tragen schwere Nagelschuhe und zwar nicht nur, weil leichtes Fußzeug in ihrer Schuhlade fehlt, mehr noch, weil sich's in fünf Pfund schweren Bundschuhen sicherer steht und geht und weil's mit eisenbeschlagenen Sohlen erst recht „trampft". Was in dieser Beziehung ein steyrer Tänzer leistet und ein steyrer Tanzboden aushält, läßt sich nicht füglich beschreiben. Das Aufjauchzen wechselt mit dem „Trampfen" und der ist der rechte Bursche, der Alle übertönt. Aber damit genügt's nicht. Auch die Fäuste müssen ihr Recht haben. Mitten im steyrer Tanz treten die Tänzer plötzlich gegen einander, und während die Tänzerinnen sich im Kreise weiter bewegen, klatschen jene mit aller Kraft in die breiten Hände, und wieder ist der rechte Bursche, wer alle andern im Händeklatschen übertönt.

Den Dirnen ist ein weniger lärmender Theil vom Tanz zugefallen. Sie lassen sich drehen und schwenken, bald rechts, bald links, bald unter des Tänzers Armen durch, bald im Kreise um sich selbst, die Arme von dem

Tänzer hoch empor gehalten. Nun setzt es einen Kuß, jetzt wieder gilt es, den berauschten Burschen bei seinen wagehalsigen Drehungen, Sprüngen und Knixen vor völligem Umfallen zu bewahren, oder sich nicht durch nachdrängende Paare von ihm, der sich im lange fortgesetzten Solo gefällt, trennen zu lassen. Die tollsten Erfindungen des Augenblicks suchen auf der Stelle ihren Ausdruck durch Sprung, Tritt und Wendung, und, wie jeder Volkstanz, lebt der echte Steyrertanz in seiner Blüthe von dem Schaum der Lust und des Rausches, den die Minute aufsteigen läßt.

Hat des Hirschbauers Tanzgesellschaft unter dem Einfluß dieses naturwüchsigen Hauchs etwas Poetisches?

Nicht sonderlich viel, geben wir's nur gleich zu. Wir wollen einen Schritt näher herantreten. Da ist ein echtes Schweizergesicht, das uns schon auf dem leeren Tanzboden auffiel, ein Bursche von etwa 25 Jahren, das Haar weit in der Stirn, den grünen Hut im Nacken, keinen Tanz läßt er überstehen; welche Dirne er schwenkt, gilt ihm ganz gleich, bald eine schmucke, bald eine „schiache“ (häßliche), bald auch ein altes Weib, denn hier tanzt jedes Alter. Er hat noch kein einziges Mal seine Tänzerinnen angesehen, hat kein Wort mit ihnen geredet, ein Holzklotz im Arm wäre ihm gerade eben so lieb. Musik und Schilcher treiben ihn, und wenn er trampfen, klatschen, jauchzen und dabei, den Kopf voran, bis zum Morgenroth sich

austoben kann, so hat er die Schale des ihm begreiflichen Festgenusses bis auf den Boden geleert.

Vielmehr Don Juan ist ein anderer Tänzer, ein Postillon mit farbiger Weste und dicken silbernen Knöpfen, hohen blanken Stiefeln, Lederhosen und Hemdsärmeln. Er findet zu einem Bußerl Zeit und Stimmung und tanzt vorzugsweise mit einer weiblichen Sammetjacke, unter welcher ein schon etwas der Stadtluft befreundetes Herz klopft.

Dann kommt die Reihe an den Grünbüchler, ein Mann von etlichen vierzig Jahren, als „Rauschiger" bekannt, aber auch als der gewandteste Tänzer von allen.

Folgt der immer vor sich hinlächelnde Jörgel vom Steinbruch, von Kopf bis zu Fuß Gebirgsmensch, unermüdlich nie aussetzend, trotz seiner 48 Jahre, und seine bessere Hälfte schwenkend, so lange das Klapphorn nur noch Athem hat.

Auch die niedliche Tochter des Grünbüchler mit kokettem grünem Filzhut, kaum der Schule entwachsen und füglich noch etwas zu jung für diese Nachtschwärmerei, hebt sich von dem Tanzknäuel vortheilhaft ab, ohne übrigens sonderlich saubere Tänzer zu finden; denn hier verlangt man Handfestes.

Damit ist aber der Schaum auch abgeschöpft, und die mehr possirlichen Figuren kommen zum Vorschein. Vor allem, mit apfelrundem Gesicht, ein vier Fuß hoher Amts-

schreiber aus der Nachbarschaft, fünfzig und etliche Jahre alt, durchdrungen von dem Bewußtsein, daß es ihm zukomme, besser zu tanzen als die Uebrigen; seit einigen Jahrzehnten beständig auf Freiersfüßen und, trotz der vorrückenden Kinderjahre, jugendlich und grün durch die ewige „Hoffnung auf besseren Gehalt.“

Ihm zunächst nutzt ein hochschultriger Schuhmacher die köstliche Gelegenheit aus. Er ist Trunkenbold von Profession und führt zu Hause einen nachdrücklichen Riemen. Am Nachmittag hat er einen Gulden zusammengeborgt. Der geht für Wein auf. Geladen ist er nicht, Tanzmusik kann er auch nicht zahlen; aber das drückt ihn nicht. Er springt trotz dem besten, und sein geprügeltes Weib, das ihn am Morgen berauscht heimschaffen wird, springt am Arm des Nachbar Schneiders hinterdrein; die zwölfjährige schmale Blondine, welche keinen Tänzer, wohl aber eine Schulgenossin fand, mit der sie jetzt umherkreist, ist die älteste Tochter. Kegelaufsetzen auf der Schmirakelbahn des Sagerwirths ist im Laufe der Woche ihr kleiner Ferienerwerb und wird es noch ein paar Jahre bleiben, bis, der Himmel weiß, was sonst aus ihr wird.

Als wir uns zum Fortgehen anschicken, lächelt uns ein wohlbekanntes Vollmondsgesicht an, und wir bleiben noch einen Augenblick stehen, um uns die Beleuchtung nicht entgehen zu lassen, welche der pfeifeanzündende Kienspahn über sein gutmüthiges Gesicht verbreitet. Warum er

lächelt, der taube Jäger und das eine Auge zukneift? Weil's heute für ihn ein kurioser Tag ist, und eine verworrene Ahnung in ihm umgeht, daß ein empfindsames Gemüth aus seinem Bezuge zu dem heutigen Fest etwas zu machen verstände. Er selbst versteht's natürlich nicht, und wenn er heute Morgen, während des Hochzeitläutens und Böllerschießens, waldeinwärts auf die Pürsch ging, so hat er schwerlich ein andres Gefühl dabei gehabt, als etwa Valcour in Kotzebue's „Wittwe und Reitpferd", als er sein wieder gefundenes Weib Angelique in so guten Händen sieht, daß er jeden Anspruch auf ihren Wiederbesitz mit Nachdruck ablehnt. Die jetzige untere Hirschbäuerin dreht sich inzwischen kopfhängerisch mit dem hoffnungsgrünen kleinen Schreiber umher, der untere Hirschbauer steigt mit der Frau des Glasers hinterdrein.

Der Jäger mit dem Vollmondsgesicht schmunzelt und schmaucht und gönnt sich heute einen Achter statt des herben Sechserweins, fällt doch künftig wohl ein Kostgeld weg, das er bisher in's Findelhaus zahlte, und das jetzt vielleicht der Hirschbauer zahlen wird — vielleicht — dergleichen sanguine Hoffnungen verrathen, daß der Jäger schon über den Durst trank; er sollte den geizigen untern Hirschbauer doch besser kennen! Und die kopfhängerische Hirschbäuerin mit ihrem Jungfernkranz ... Aber wir sind in einer schlimmen Gegend und wollen machen, daß wir nach Hause kommen.

Ein unberühmtes Genie.

Es giebt im Gebirge hie und da Schluchten, in welche nie oder nur ein paar Mal im Jahre die Sonne dringt. Molch und Salamander, um mit Bürger zu reden, fühlen sich dort heimisch. Der Jäger steigt nur in ihre Tiefe hinab, wenn ein angeschossenes Wild dahin floh; der Wandersmann geht vorüber, und wenn er noch so müde ist, ruht er lieber da aus, wo die Sonne es ihm vorgethan hat.

Der, von dem wir reden wollen, wohnt in keiner ganz so schlimmen Schlucht. Aber die Sonne der Aufmunterung dringt doch nicht bis zu ihm, die Gunst des Glückes hat ihn nicht erreicht. Es geht ihm nicht viel besser, als dem ewig unbesonnten Gras und Moos in jenen gottverlassenen Gebirgsklemmen; der Himmel spannt sein blaues Zelt über ihnen aus, die Lerchen trillern hoch, hoch im golddurchstäubten Aether; bis zum längsten Tage hoffen Gras

und Moos, die Sonne werde hoch genug steigen, um ihnen einen Blick zu schenken — aber die Sonne dringt nicht bis zu ihnen hinab.

Es ist eine mißliche Sache um eine Begabung, die nicht zur völligen Meisterschaft sich durcharbeitet, die nicht bis zu dem Punkte gelangt, über den eigenen Werth klar zu werden, die da in engen Verhältnissen verkümmert. Hundertmal beneidenswerther der Unbegabte, der Lehm- und Thongebliebene! Ihm bietet seine rohe Thätigkeit Würze des Lebens. Hunger und Durst, und Sättigung in ihrem Gefolge. Aber wem die Kunst einmal den Tisch deckte, wer einmal den Traum geträumt hat, zu Großem berufen zu sein, dem trägt der Baum des Lebens keine fröhliche genießbare Frucht, so lange diese Frucht nicht in dem Garten der Kunst reifte, so lange er sich da nicht speisen lassen darf, wo er an seinem Platze zu sein wähnt.

Wir haben es in der nachstehenden Zeichnung mit einem Schulmeister zu thun. Man erschrecke nicht! kein Pfaffenhofener Barde ist's; Tumelicus und Thusnelda haben nie seine Träume beunruhigt; er ist kein Fechter von Ravenna, noch viel weniger ein literarischer Handwerksbursche, der im polizeilichen Sinne „fechten" geht. Musik ist seine Kunst, Schüchternheit und Dürftigkeit wohnen mit ihm unter einem Dache. Dennoch ist er kein geradezu Armer. Im Gegentheil, er ist in seiner Art nicht schlecht gestellt; und wenn man einem begabten

Menschen, der Flügel hat, aber nicht Freiheit zum Fluge, mit demselben Scheffel zumessen dürfte, wie einem von dem gewöhnlichen Schlage, so gäb es wohl gar hinten in Baiern, in Preußen und an vielen andern Orten Leute, die ihn noch beneiden würden. Die Gemeinde, wo er lehrt, hat 1200 Seelen. Nur 10 Kinder auf's Hundert braucht er gratis zu unterrichten, die übrigen zahlen, wenig wohl, aber sie zahlen doch und die Naturalien-Lieferungen, welche ihm sonst noch als Organist und Kantor zukommen, kann er beziehen lassen oder selbst in Gestalt von Schinken und Eiern einholen. So sagte uns der Pfarrer von Katrein, als er im Wirthshaus zum Lamberger uns gegenüber seinen hellrothen Steyrer schlürfte. Wir schreiben also keinen Bettelbrief für ihn, wir wollen nur ein Streiflicht auf einen vom Glück Vergessenen werfen.

Obersteyermark ist's, wo unser Schulmeister festsitzt, und zwar in dem sogenannten Graben oder Thalschnitt, welcher hinter Bruck in der Richtung nach Tragoes auf's steyerische Hochgebirge zuführt.

Es kommen wenig Menschen in diese Gebirge; dem Touristen aus Deutschland und England ist Steyermark noch ein unbekanntes Land, ein Garten zwar, wie Seume boshaft sagt, aber ein Thiergarten. Wer hat je gehört, daß es z. B. in Tragoes nie einschlägt, weil, so lange es wettert, die Glocke geläutet wird? Wer versteht, was mit himlitzen gemeint ist, wenn man ihm nicht bedeutet, es

heiße wetterleuchten? Wer kennt die Umschreibungen gamatzen für gähnen, schawatzen für schwanken, achazen für ächzen, und wiachazen für sich wiegeln? Ja, so wenig verstehen wir im übrigen deutschen Land selbst nur die Sprache dieser unentdeckten Gebirgler, daß hier ohne Balhorn's Ausmerzungen der kernige Reim stehen mag, den wir auf dem Messerbesteck des Holzmeisters in der Klamm lasen und worin das mystische Verhältniß von Bub' und Sennerin sehr ehrlich ausgesprochen ist. Er lautet:

Wann i das Gamserl gschossn han,
Denk i erst auf mein Mag'n,
Den ganzen Tag muß umma steig'n
Thut an der Hunge plag'n.
Ast, lof i gschwind der Sendin zu,
Si gibt mir Kas un Butter gnu,
Un wan das Nachtmahl is vorbei
Legn wir uns zu'm in's Heu.
Juchhe!

Diese „Senderinnen" und diese „Buben" hat in ihren Flegeljahren unser Schulmeister unter seiner Fuchtel gehabt, und was in seiner Schule erzogen wird, bergauf geht's wenn's Mailüfter'l weht. Er bleibt aber in seinem Graben zwischen den Troddeln oder Cretins daheim und bekommt eine Falte über die andere auf Stirn und Wange, denn in diesem Jahre wird er schon fünfundfünfzig Jahre alt, und die Hoffnung, als Meister der edeln Tonkunst noch einmal sich aufzuschwingen und ledig zu werden der ganzen Bakel-

Misere — ja die Hoffnung läßt von Jahr zu Jahr die Flügel mehr hängen.

Wir waren bei einer Wanderung durch Steyermark einen Tag in Katrein geblieben, um F. L. Bittmann (so heißt er, obschon stockböhmischer Abkunft) einmal an Ort und Stelle zu sehen und zu hören. Denn seine Messen werden in steyerischen Kirchen, seine Walzer bei Prozessionen und Tänzen gern gespielt; wir hatten manche gehört und bewundert.

Als wir Morgens auf das Chor der Kirche traten, war Bittmann im anständigen zimmetbraunen Rock unten mit Anzünden der Altarkerzen beschäftigt. Stark von Körperbau, blauäugig, großstirnig, mit ungewöhnlich derbem, energischem Kinn, dünnem Haar, breitem, gutgezeichnetem Mund, die Stirn von Falten durchfurcht, die Brauen durch eine tiefe Verdrußspalte geschieden, der ganze Gesichtsausdruck vorwiegend ernst, trübe, fast schmerzlich — das ist sein ungefähres Bild.

Die Katreiner Orgel ist schlecht. Nach besorgtem Lichteranstecken spielte er sie zum Gesange der Knaben: „Heilig, heilig," wobei seine erwachsene Tochter, in steyerischer Bauerntracht, das Köpfchen im schwarzen Kopftuche, den Sopran sang.

Er spielte gut und was er außerdem durch seine Knabenkapelle vorbringen ließ — meistens Kreuzer'sche Quartette — verrieth Geschmack.

Aber der Sonntag brachte gleich nach der Frühmesse andere Amtsgeschäfte.

Eine Beerdigung nahm ihn bis zum Hauptgottesdienst in Anspruch. Dem Sarge vorauf sahen wir den Mann mit der tiefen Verdrußfalte langsamen Schrittes den Zug führen. Pegasus im Joche kann nicht mißmuthiger dreingeschaut haben. Dann ward eine kleinere Messe ausgeführt, mit schwacher Besetzung, aber gut, eine der leichteren Messen Bittmann's, die sich in frischer Lebendigkeit, aber auch in den lärmenden Zugaben, dem Charakter der sogenannten Bauernmessen anbequemte.

Endlich hatten wir Nachmittags Gelegenheit, ihn in seiner Wohnung zu hören. Eng und klein war sie, diese Behausung, aber die Sauberkeit hatte doch noch Platz darin gefunden, und die Frau des Tonmeisters, eine klaräugige, schlichte Bäuerin, ersetzte durch gesundes Behagen, was dem Hausrath an Vollständigkeit fehlen mochte. An ihren Teller- und Schüsselbretern vorbei, ging's nach der kleinen musikalischen Siedelei des Gatten. Es war ein aus dem übrigen Bau heraustretendes Stübchen mit dünnem, undichtem Breterverschlag. Ein schlechter, uralter Flügel ließ eben noch Raum für den Stuhl des Besuchers.

Bittmann ist ein Mann von wenig Worten. Es war ihm ganz recht, einmal vor andern Ohren als denen seiner Bauern, musiciren zu können So setzte er sich denn ohne

lange Vorrede an sein ausgespieltes Instrument und war bald mitten in seinen Messen. Nach Organistenart griff er mit festen Fingern in die Tasten und wie er mit fast bösem Gesicht die schlechten Saiten bearbeitete, bald dazwischen werfend: „hier fehlt's an Schmalz" und dann wieder: „das da klappt nicht", hatte er weit weniger das Ansehen eines Orpheus, als das jenes zum Dienst des Eurystheus erniedrigten Göttersohnes, den wir mit unmuthiger Stirne sein Schicksal tragen sehen.

Und nun seine Tondichtungen selbst — ist Bittmann der in den Wald verirrte Prinz, bis zu dessen Auffindung der erledigte Thron im Reiche deutscher Musik vakant bleiben zu sollen scheint? Wir wollen seinen poetischen Hintergrund nicht zu solcher Heiligsprechung mißbrauchen. Kein Künstler kann heut zu Tage Großes leisten, ohne aller technischen Schwierigkeiten seines Faches vollkommen Herr zu sein. Daneben muß er kennen, was vor ihm geschaffen ist, will er nicht Gefahr laufen, überwundene Standpunkte noch einmal für eigene neue Entdeckung anzusehen, will er nicht wiederholen, was die Zeit schon abgethan hat. Diese Vorbedingungen fehlen den Compositionen des Katreiner Schulmeisters. Aber wie das Genie nun einmal gesetzgeberische Anlagen mit auf die Welt zu bringen pflegt, so findet man auch hier aus dem Mangel häufig einen Vorzug gemacht und aus dem Nichtwissen entstehen naive Schönheiten. Manche seiner Messen be-

stätigen dies Zeugniß. Ohnehin verrathen sie durchweg eine Kraft, welche mit Gewalt zum Ausdruck drängt, und was ein wesentlicher Reiz mehr ist, das ernste Streben nach contrapunktisch interessanter Fassung. Die Fuge ist diesen Bauernmessen kein vornehm fremder Gast.

Während der alternde, namenlose Meister von einem Opus zum andern griff, immer umwölkter Stirn und immer im grollenden Verarbeiten der Spenden seiner dörflichen Muse, während dessen musterten unsere Blicke die Umgebung dieses eigenthümlichen Menschen. Eine Violine leistete am Fensterrahmen einem Horne stumme Gesellschaft. Drei Bände mit Albrechtsberger's Generalbaß lagen zur Seite. Auf einem Bücherbret stand unter allerlei Schulheften ein Band mit Schiller's Gedichten. Zwei Rosenkränze hingen über einem Bund Talglichter von der Breterwand hinter Bittmann herab; und durch die Astlöcher dieser Wand, über seine Schultern hinweg, sahen wir in ein schmales Gärtchen hinaus, in welchem eine rothe Alpen-Steinnelke im glühenden Sonnenschein sich wiegte.

Es war uns keine kleine Freude, diese Steinnelke! Wie mancher Sohn Apoll's, der Alles hat, was eben diesem Schulmeister abgeht: Stellung, Anerkennung, Verleger, Gelegenheit zum Hören von Meisterwerken, hat das wieder nicht, was diesem Gebirgsmenschen durch seine Wandspalten auf's Notenpult guckt und ihn grüßt und ihn behütet — echte Natur!

Und nun er fertig war, kam das alte Thema aller Künstler ohne Namen zur Sprache: wo einen Verleger finden? Greiner in Gratz war die höchste Instanz, zu der er sich je aufgeschwungen hatte. Er war auf Urlaub hinüber gereist, und hatte seine Walzer und Messen dem Verleger vorgespielt; aber nur wenn Bittmann 30 fl. einzahlte, schien jenem die Gefahr des Verlags so namenloser Sachen einigermaßen aufgewogen. 30 Gulden! Das schreckte ihn ab, und seitdem hat er sich nicht wieder aus seinem Gebirgsdunkel herausgewagt.

Seine besten Stunden zum Componiren geben ihm die schlaflosen Nächte. Lenau's Wort:

„Schlaflose Nacht, du bist allein die Zeit
Der ungestörten Einsamkeit!"

bewahrheitet sich auch an ihm. Um 2, 3 Uhr Morgens klingt's aus seinem Stübchen auf den stillen Kirchhof hinaus.

Den Tag über muß Bittmann etwa hundert Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen und Beten unterweisen.

Neun der begabtesten Buben hat er zu einer kleinen blasenden Kapelle herangebildet, und sie tragen im steyerischen Costüm bei festlichen Veranlassungen seine Tänze und Märsche vor.

Musikalien besaß er vor 7 bis 8 Jahren noch in guter Menge; er war damals Schulgehülfe in Aflenz, wurde

nicht befördert, gab endlich die ganze Hungercandidatur auf und versuchte eine Wirthschaft im schönen Einödthal. Aber dazu war er nicht der rechte Mann. Ernst und schweigsam wie er ist, machte er den Gästen das Bier im Munde sauer, und da die Rechnung immer schlechter wurde, ging er wieder zum Schulgehilfenthum über. Seine Noten hatte er inzwischen im ersten Wirthwerde-Rausch verschenkt. Vom Kapfenberger Schulgehilfenstand avancirte er vor acht Jahren zur Katreiner Selbstständigkeit.

Gelesen hat er wenig. Goethe, der überhaupt in Steyermark unter den geistlichen Hirten zu starke Gegner hat, um ihnen und nun gar ihren Schafen bekannt zu sein, schien ihm ganz fremd.

Wird Bittmann je über Steyermark hinaus in seinen größern Werken bekannt werden? Wir zweifeln fast. Für Messen giebt es wenig Absatz, die meisten bleiben Manuscript. Um Symphonien zu schreiben, dazu fehlte ihm bis jetzt alle Aufmunterung, er würde sie nie zur Aufführung bringen können, am ersten könnten ihn seine Tänze noch berühmt machen. Seine steyerischen Tänze namentlich sind auf dem besten Wege, Nationalweisen zu werden. Aber auch sie leben vielleicht fort, ohne daß man fragen wird, von wem sie stammen.

Oder sendet ihm, auf Anlaß dieser Zeilen, möglicher Weise ein liberaler Verleger doch wohl gar ein Brieflein mit ein paar Ducaten beschwert und bittet sich die besten

seiner Steyerertänze aus? Da möchten wir, wenn der Postbote beim Katreiner Schulmeister eintritt, zugegen sein. Einen solchen Freudentag hätte der Bittmann noch nicht erlebt!

Wo nicht, nun so muß er sich trösten mit dem Troste, den die Kunst ihren Jüngern durch sich selbst bietet. Es gehen unzählige zu Grunde, weil nicht alle gehört werden können. Er wird gehört; Steyermark kennt seinen Katreiner Musikus.

Aber der Wirkungskreis ist eng, sehr eng. Wer hilft ihn erweitern? Hier haben wir den ersten Hammerschlag gethan, der seine Ketten sprengen möchte.

Aus Beethovens spätern Lebensjahren.

1. Aus dem Tagebuch einer Freundin Beethovens.

Wir wollen von Steyermark nicht Abschied nehmen, ohne eines daselbst durch uns aufgefundenen Tagebuchs zu gedenken, das auch der Theilnahme für einen Tondichter seine Entstehung verdankt — für einen Meister, dessen weithin schattender Ruhmeslorbeer heute freilich die Tage, wo ihn ein Rossini in Vergessenheit gebracht hat, fast mythisch erscheinen läßt. Aus dieser Zeit aber eben datiren jene Blätter. Sie stammen von der Tochter eines Herrn del Rio, welcher im Jahre 1816 zu Wien einem Erziehungsinstitut vorstand, sind ohne einen Gedanken an Veröffentlichung geschrieben, gewähren aber vielleicht grade in ihrer Formlosigkeit, als ein kunstloser und wahrhafter Bericht, um so größeres Interesse. Wenn einiges von dem, was die Schreiberin in ihrer bescheidenen Weise erwähnt, nicht neu ist, so wird man doch aus den kleinen Zügen

manch guten Einblick in Beethovens Wesen und Erdenleben erhalten.

Für die Echtheit können wir bürgen. Das Manuscript beginnt folgendermaßen:

„Schon im Jahre 1815, während des Wiener Congresses, hatten wir die Hoffnung, Beethoven kennen zu lernen. Es wohnte damals der geheime Cabinetsseeretär des Königs von Preußen, Herr Duncker, bei uns, welcher ein großer Musikliebhaber war, namentlich Beethoven sehr verehrte. Er hatte ein Trauerspiel gedichtet Namens: „Leonore Prohaska“, dazu sollte ihm Beethoven einige Stücke componiren, was auch geschah: einen kurzen, aber wunderschönen Jägerchor, eine Romanze, und einige Zeilen mit Harmonikabegleitung, Melodram; den bekannten herrlichen Trauermarsch aus der Sonate ließ der Dichter sich von ihm instrumentiren. Meine Schwester und ich meinten, warum Herr Duncker sich nicht einen neuen Marsch ausgebeten, doch er fand, daß er keinen schönern hören könne. Die Musikstücke, bis auf den Trauermarsch, sind bei uns noch vorhanden, wir hatten auch die Erlaubniß selbe veröffentlichen zu dürfen unter dem Namen: „Friedrich Duncker“, es ist aber nicht dazu gekommen. Der herrliche Marsch ist jährlich einmal, ich glaube in einem geschlossenen Musikverein in Berlin, aufgeführt worden. Das Stück ist nicht zur Aufführung gelangt, eine Hauptursache davon war die, daß der Zeitpunkt, wo es allgemein Antheil erregt

haben könnte, bereits vorübergegangen war. Duncker mußte oft deswegen sich mit dem Compositeur besprechen, und immer war dieser mit dem Text des Jägerchors nicht zufrieden, auch zuletzt noch nicht ganz, das machte, weil Beethoven den Nachdruck auf die erste Sylbe wünschte.

„Als Beethoven's Bruder, ein Beamter in Wien, gestorben war, wurde B. zum Mitvormund des Sohnes ernannt; die Mutter lebte, aber sie wurde nach einem Prozeß von der Vormundschaft ausgeschlossen. Der Knabe war, wie ich glaube, 9 Jahre alt. Nun brach, wenn ich so sagen darf, ein neues Gemüthsleben bei Beethoven hervor; er schien sich dem Jungen mit Leib und Seele weihen zu wollen und je nachdem er fröhlich war, durch seinen Neffen, oder in Verdrießlichkeiten verwickelt wurde, oder wohl gar Kummer erdulden mußte, schrieb er oder konnte er nichts schreiben. — Es war im Jahre 1816, da kam er zum erstenmal in unser Haus, um seinen geliebten Karl in das Institut zu geben, welches mein Vater schon seit dem Jahre 1798 errichtet hatte. Dieses Begebniß war für uns Mädchen besonders erfreulich, und ich sehe noch, wie Beethoven sich mit Beweglichkeit hin- und herdrehte, und wie wir auf seine dolmetschende Begleitung, Herrn Bernhard, später Redacteur der Wiener Zeitung, nicht achtend, uns gleich zu Beethovens Ohr wandten; denn schon damals mußte man ihm ganz nahe sein, um sich ihm verständlich machen zu können. Von dieser Zeit an hatten wir das Vergnügen

ihn oft zu sehen, und später, als mein Vater mit dem Institut in die Vorstadt zog, Landstraß Glacis, nahm auch er sich eine Wohnung in der Nähe und den nächsten Winter war er fast alle Abende in unserm häuslichen Kreise. Leider waren recht interessante Abende selten, denn häufig war er, ein Pegasus im Joche, durch die vormundschaftlichen Angelegenheiten verstimmt, oder auch wohl kränklich. Dann geschah es, daß er ganze Abende bei uns am runden Tisch, wie es schien, in Gedanken versunken saß, manchmal wohl auch lächelnd ein Wort hinwarf, dabei fortwährend in's Schnupftuch spuckend, oder nach Volksausdruck „spiazelnd", dabei es jedesmal ansehend, so daß ich manchmal dachte, er fürchte Blutspuren zu finden. Leider hatten wir selbst viel Schuld an dieser Langweiligkeit; denn wie Beethoven sich öfters in kleinen Spöttereien gefiel, so hatte er auch über Eltern gelacht, welche sagten „meine Töchter spielen auch von Ihnen" — das war uns genug und die Musik war grade damals bei uns fast verbannt, was mich später oft gereuet hat. Denn einmal, als er mit Zeitungslesen beschäftigt im Zimmer war und ich meine Scheu überwand und sein „Kennst du das Land" spielte, kam er sogleich herbei, taktirte, und bei einer Stelle, wo vielleicht Mancher nachlassen würde, wollte er eifrig gleich fortgespielt haben.

„Einmal auch, als er uns „die entfernte Geliebte, Text von Jeitteles", gebracht hatte, und Vater wollte, ich solle

meine Schwester begleiten, ließ er mich nur die Angst ausstehen und mit den Worten „gehn Sie weg" setzte er sich und begleitete selbst. Dabei muß bemerkt werden, daß er zu unserm großen Erstaunen häufig falsch griff und dennoch wieder, als meine Schwester fragte, ob sie nicht gefehlt oder so was, antwortete: „es war gut, aber hier", — und da bezeichnete er eine Stelle, wo kein Verbindungsbogen angegeben war, — „hier müssen Sie hinüberziehen;" — also das hatte er vermißt. — Es war derselbe Abend, an dem er, nachdem er recht heiter gewesen war, plötzlich still und verstimmt wurde. Wir erfuhren später, daß ihm der Name „Schönauer" zu Ohren gekommen, wie unser sehr harmloser, sehr guter Onkel hieß, er aber glaubte, es sei der Advokat der Mutter seines Neffen, der denselben Namen trug.

„Einst war die Rede von dem von ihm in Musik gesetzten Lied: „Wenn ich ein Vöglein wär und auch zwei Flüglein hätt', flög' ich zu dir!" — da wollte er, meine Schwester sollte die Clavierbegleitung dazu machen, und als sie es endlich that, so sagte er: es müsse ja die Begleitung mehr oben im Violin sein — vielleicht war es nur Scherz. — Einen kleinen Canon schrieb er uns auch einmal auf, mit Bleistift nur, auf den Text: „Wie Silber ist die Rede, doch zu rechter Zeit schweigen, ist lauteres Gold."

„Von meiner Schwester sagte er öfter: „sie mag mich

ja nicht, sie hat ihren Schmerling!" auch versprach er ihr ein Hochzeitslied, was auch geschah; der Text ist von einem alten Freund unseres Hauses, der Professor der Philologie an der Universität zu Wien war; ach, wer kannte den alten Stein nicht, den Tabakhasser. Mein Vater hatte ihm angegeben, wie er das Gedicht wünsche. Damals ging auch einmal letzterer mit mir in Beethovens Wohnung, wo ich das Lied spielen mußte und B. mir angab, wie er es gespielt wolle, da sagte er wiederholt, daß derlei Compositionen klar und verständlich sein müßten, und auch so vorgetragen werden müßten.

„Ich erinnere mich wieder an einen andern Abend, an dem er wie ein Kind mit uns herumtollte und vor den Angriffen sich mit Stühlen 2c. verpalisadirte. — Uebrigens säumte des Neffen Mutter nicht, meinem Vater und dem Onkel Verdruß zu machen, indem sie gegen die gerichtliche Uebereinkunft ohne Erlaubniß den Knaben heimlich sehen wollte. Sie soll einmal als Mann verkleidet auf den großen Platz am Hause gekommen sein, wo die Knaben ihre Turn- oder gymnastischen Uebungen hielten, das kann ich aber nicht verbürgen. Dies jedoch, daß ihr Erscheinen und Dringen den Sohn ihr mitzugeben uns oft lästig war, wenn es zuweilen geschah, wenn unser Vater nicht zu Hause war.

„Einmal kam ich mit Beethoven in sehr unangenehme Conflicte, weil er geglaubt hatte, ich gäbe ihm in seiner

Handlungsweise Unrecht gegen seinen Neffen. Ueberhaupt verwunderte ich mich oft darüber, daß B. so viel auf die Meinung der Menschen hielt und einmal bei Gelegenheit wegen des Neffen äußerte: „was werden die Leute sagen? sie werden mich für einen Tyrannen halten.“ Das konnte aber niemand glauben, wenn er ihn nur einmal mit seinem geliebten Neffen gesehen hatte; denn er duldete sogar, daß dieser ihn leiblich tyrannisirte, wenn er auf ihn hinaufkletterte und ihn fast vom Stuhl warf. — Zu meiner Schwester hatte B. ein solches Vertrauen, daß er ihr einmal heimlich schrieb, sie solle ihm aufrichtig ihre Meinung sagen, ob sie glaube, daß Karl, welcher neun Jahre unter dem traurigen Einflusse der Mutter sich befunden habe, noch zurecht kommen würde. Die Schwester hat ihm nach unserer hoffnungsvollen Ansicht mit „ja“ geantwortet. — Mich hat er einmal sehr gekränkt, da er meinte, eine Nachlässigkeit meiner Schwester, welche auf dem nicht lesen können seiner Schrift beruhte, und wohl einigermaßen entschuldigt werden konnte, aber die Ursache eines Verdrusses mit der Mutter wurde, sei mir zuzuschreiben. Merkwürdig war mir, daß, nachdem er durch ein sehr aufrichtiges Schreiben von meiner Seite die Wahrheit erfuhr, und daß ich keine Schuld an dem von ihm erfahrenen Verdruß habe, er mir kein freundlich Wort gab, sondern nur meiner Schwester mit dem Finger drohte und sagte: „nu warten Sie, Sie haben was schönes angestellt.“

„Unsere Wohnung am Landstraß-Glacis war ziemlich einsam und wenn Beethoven mich so mit dem Schlüsselkorb herumgehen sah, dann lachte er und sagte oft scherzweise: „Da kömmt die Frau Aebtissin!“ was mir nicht zum Besten gefallen wollte.

„Einmal kam er im Frühling, brachte uns Veilchen mit den Worten: „ich bringe Ihnen den Frühling“, er war einige Zeit sehr unwohl gewesen (er litt öfter an Kolik) und sagte: „Das wird einmal mein Ende sein!“ da rief ich ihm zu: „„Das wollen wir noch lange hinausschieben!““ da erwidert er: „Ein schlechter Mann, der nicht zu sterben weiß, ich wußte es schon als ein Knabe von funfzehn Jahren, freilich für die Kunst hab ich noch wenig gethan!“ „„O deswegen können Sie keck sterben!““ sagte ich. Da antwortete er so vor sich hin: „mir schweben ganz andere Dinge vor.“ — Zu der Zeit brachte er uns auch seine herrliche Composition an die Hoffnung aus Tiedges Urania, welchen er immer „Tiedsche“ nannte, nicht scherzweise. — Beethoven war sehr leicht verstimmbar und daher kam es auch, daß seine Freunde oft glaubten, er habe etwas gegen sie, wenn es nicht der Fall war; aber er war in seinem Benehmen so verschieden und schien zuweilen so unfreundlich und kalt, daß man es glauben mußte und sich scheu zurückzog; — oft aber kam es auch, daß er seinen besten Bekannten nicht traute und sie in der That kränkte.

— Oft klagte B. über seine ökonomischen Verhältnisse, das war aber ein Steckenpferd von ihm.

„In heiterer gesprächiger Stimmung erzählte uns Beethoven einmal von der Zeit, welche er bei Fürst Lichnowsky zubrachte. Von der Fürstin sprach er mit vieler Achtung. Er erzählte, wie einst der Fürst, bei dem während der Invasion der Franzosen mehrere dieser Gäste sich befanden, ihn wiederholt nöthigen wollte, ihnen auf dem Clavier etwas vorzuspielen, er sich aber fest geweigert habe, was eine Scene zwischen ihm und dem Fürsten veranlaßte, worauf B. rücksichtslos und plötzlich das Haus verließ. —

„Er äußerte einmal mit dem Adel ist gut umzugehen, aber man müsse etwas haben, worin man ihm imponire.

„Von Schauspielern äußerte er einmal: daß dies Leben, dies Rollenspielen im Leben, ihm nicht zusage oder gefalle.

„Beethoven gab damals dem Bruder des Kaisers Franz, Erzherzog Rudolf, Unterricht; ich fragte ihn einmal: ob dieser gut spiele? „„Wenn er bei Kräften ist““, war die mit Lachen begleitete Antwort. Auch erwähnte er einmal lächelnd, daß er ihm auf die Finger schlage, und als der hohe Herr ihn einmal in seine Schranken zurückweisen wollen, er mit dem Finger auf die Stelle eines Dichters, wenn ich nicht irre, Goethes gewiesen habe, in welcher er seine Rechtfertigung zeigte. —

„B. zeigte immer gegen uns ein sehr dankbares Gefühl und nannte die Leistungen und Pflege für seinen Neffen

„unbezahlbar“. Einmal sagte er uns: er selbst sei mit Sprüchwörtern erzogen worden, dann, er habe einen Jesuiten zum Lehrer gehabt. — Von seinen Eltern sprach er mit vieler Liebe und Achtung, besonders nannte er seinen Großvater „einen Ehrenmann“. — Oft sprach er in großer Verstimmung und Entrüstung über manche Staatseinrichtung, er war auch drum und dran, daß er eine große Reise machen wolle, vielleicht nach England. Er erzählte uns auch einmal, daß Engländer bei ihm waren, lachend sagte er: „sie haben mir meine Feder weggenommen!“ — Auf sein Leben, äußerte er, halte er nichts, nur wegen seines Neffen! — Bei seinem zarten Gefühl und bei seinem Mißtrauen, welches auf kurze Zeit wenigstens seine besten Freunde kränkte, gab es manchmal Verstimmungen von seiner Seite, welchen man nicht gleich auf die Spur kommen konnte; so, als er uns wieder besuchte, nachdem wir durch sein kühleres Benehmen glaubten, es sei derlei vorgefallen, wodurch er sich für beleidigt hielt, fragte ihn meine Schwester: „ob er noch bös wäre?“ (ob er uns noch grolle?) da antwortete er: „Ich lege viel zu wenig Werth auf mich, um es zu sein!“ — Einst bei einer Geldangelegenheit klagte er gegen meinen Schwager, daß er nicht geglaubt hätte, daß in einem so angesehenen Handlungshause derlei Betrügereien vorfallen könnte; was war es aber? nur die gewöhnliche Sensarie, die ihm fremd war. — Einmal in einer lustigen Stimmung sagte ich, daß er uns necke, aber mit dem ge-

wöhnlichen Ausdrucke fexiren, worauf er das Wort öfter mit Gelächter wiederholte, so daß ich mich schämte, es gebraucht zu haben — B. hatte noch einen zweiten Bruder und wenn er desselben erwähnte, so nannte er ihn immer mit lautem Lachen: „mein Bruder der Apotheker!" man sagte diesem nach, er habe viel Staat gemacht, wie sich für seinen Standpunkt nicht schickte. — Einmal, wie er über seine ökonomischen Verhältnisse klagte, sagte er: „man habe nur für den Schuster, Schneider und Metzger zu arbeiten." — Die Begebenheit von Wienerneustadt, welche er uns einmal mit vielem Lachen erzählte, ist wohl sehr bekannt. Als er bei seinen künstlerischen Spaziergängen bis gegen Wienerneustadt kam, machte seine auffallende Erscheinung, da er immer aufschaute und seine Noten in's Taschenbuch schrieb, die Leute glauben, er sei ein Spion; denn es war Kriegszeit und die Stadt befestigt. Er ward deshalb genöthigt, auf's Rathhaus zu kommen, und kam erst los, als ein musikliebender anwesender Rath oder dergleichen in ihm Beethoven erkannte. Ich glaube, er hat auch dadurch die Bürgerkrone erlangt. — Einmal brachte er uns Billete zu einem Concerte, worin Carl Czerny Beethovens schönes Septett vortrug. Czerny spielte die Clavierparthie, legte aber statt der darin vorkommenden Verzierung von dem Compositeur eine andere ein, wahrscheinlich von den seinigen. Beethoven erzählte es uns und war darüber ganz entrüstet, ja er sagte zu Czerny unter

andern: „er solle sich schämen, die Leute kennten ja das Stück" ꝛc. Da fragte ich ihn, was Czerny darauf erwiedert habe? Darauf fing B. ihm nachahmend die Hände über einander zu reiben und etwas zu murmeln an, was sehr komisch anzusehen war; Czerny wird wohl etwas gesagt haben, was B. aber nicht verstehen oder hören konnte. — Er bemerkte einmal, wie zur Orchesterleitung auch körperliche Kraft erfordert würde. Ich habe manchmal darüber sprechen gehört, daß B. als Director manchem Spielenden nicht so angenehm war, als ein anderer geübter Dirigent; ich weiß nicht, vielleicht war es nur bei einigen so, aber jedenfalls stellte er selbst, wenn ich so sagen darf, das vollständige Bild des aufzuführenden Stückes dar; so wenigstens bei seiner Clavierbegleitung: „der fernen Geliebten", denn da saß er schon ganz gefühlvoll da.

„Eine von B.'s schönen Aeußerungen ging einmal dahin, er habe das System, daß alles, was in Rücksicht von körperlicher Nahrung zu viel geschähe, als ein Diebstahl anzusehen sei, welchen man an anderen nöthigeren oder wichtigeren Ausgaben mache, als da sind Arme, und Verwendung auf Geistesnahrung.

„Die von B. sogenannte Königin der Nacht, seines Neffen Mutter, hatte es endlich dahin gebracht, daß man seinen Adel als van Beethoven bei Gericht streitig machte und seine Sache zum Stadtmagistrat kam, was ihn sehr kränkte, weil man an ersterer Stelle ihn mehr zu würdigen

verstand; auch kam es endlich dahin, daß er der Vormundschaft enthoben wurde, und sein Neffe zur Mutter zurückkehrte! Welcher Schmerz für ihn!

„Einmal hatte in meiner Gegenwart meine Schwester mit B. ein kurzes, aber interessantes Gespräch über Liebe und Ehe. Wie er in Allem ein besonderer Mensch war, so auch in seinen Ideen und Meinungen hierüber. Jede Art gebundenes Verhältniß beim Menschen, so sagte er, sei ihm unangenehm. Ich glaubte ihn zu verstehen, er will die Freiheit des Menschen nicht beschränkt wissen; so ist es ihm weit interessanter, wenn ein weibliches Wesen ihm, ohne an ihn gebunden zu sein, ihre Liebe und mit ihr das Höchste schenkt. In dem Verhältniß des Mannes zum Weibe, so schien mir, glaubte er die Freiheit des Weibes beschränkt. Er fuhr dann fort, von einem Freunde zu erzählen, welcher ihm gesagt habe, „man müsse ganz ohne Liebe ehelichen, er sei recht glücklich und habe viele Kinder." Wir Mädchen waren noch weniger dieser Meinung als Beethoven, welcher nur sagte: „er wüßte es nicht." — Was ihn beträfe, so habe er noch keine Ehe gekannt, von welcher nach einiger Zeit nicht das Eine oder Andere den Schritt bereut hätte; -- und von einigen Mädchen, welche er in früheren Zeiten zu besitzen als das größte Glück erachtet hätte, habe er in der Folge eingesehen, daß er sehr glücklich sei, daß keine derselben seine Frau geworden sei, und wie gut es sei, daß die Wünsche oft nicht er-

füllt werden." Meine Schwester machte auch die Bemerkung, daß er seine Kunst auch immer mehr lieben würde, als seine Frau, — das, erwiederte er, wäre auch in der Ordnung; auch daß er eine Frau nicht lieben könnte — welche seine Kunst nicht zu würdigen verstände.

„Hierher gehört wohl, was er uns einmal von einem Freunde erzählte, welcher mit ihm dasselbe Mädchen liebte, das Mädchen aber zog Beethoven vor. War es ein Anfall von Edelmuth? kurz B. überließ sie dem Freunde und zog sich zurück, das Mädchen aber starb bald, ich glaube, nachdem sie dennoch der Freund geheirathet hatte. — Das gab ein großes Lamento von unserer Seite, was wir B. auch kund thaten.

„Meine Schwester, welche einst einen Goldring an seinem Finger gewahrte, fragte ihn scherzweise: „ob er noch eine andere, als die ferne Geliebte habe?" Auskunft scheint er nicht gegeben zu haben. — Ganz ergriffen von einer traurigen Begebenheit erzählten wir ihm: daß ein Freund des Hauses, den er bei uns gesehen hatte, vor kurzem gestorben und seine Frau — — — „hat wieder geheirathet! rief er lachend", aber wie sehr veränderte sich der Ausdruck seiner Züge, als wir ihm sagten, daß sie in Anfällen von krankhafter Muthlosigkeit und in der Angst, ihre Kinder nicht ernähren zu können, sich den Tod gegeben habe.

„Zuweilen war er voll Scherz und Neckerei; so kam er eines Abends mit dem jungen Simrock von Bonn, als ich

ihm sagte: ich hätte geglaubt, er wäre schon in Baden, antwortete er mir lachend: „er höre immer mehr auf zu glauben und ich dagegen würde immer gläubiger.“ Wegen einem Lied, das er mir geschenkt und wieder ausgeliehen, sagte er, nun müsse er es mir wohl bald wiederbringen, schon meiner Liebe zur Wahrheit wegen! es war: „das Geheimniß, Liebe und Wahrheit von Wessenberg.“ Und so war er oft in heiterer Laune voll Wortspielen und Witzfunken. — Sehr erfreute es uns, daß B., nachdem er schon den Entschluß gefaßt, seinen Neffen zu sich zu nehmen, dennoch wünschte, eine Wohnung in unserer Nähe zu finden.

„Beethovens Neffe verblieb übrigens nur 2 Jahre im Institut meines Vaters; vom Februar 1816 bis 1818. Dann wollte er ihn, für uns so unerwartet, daß wir glaubten, es sei ihm etwas mißfällig gewesen, zu sich selbst nehmen; die wahre Ursache war, daß er ihn wegen der Musik unter den Augen haben wollte, ich glaube, daß er den Gedanken hatte, ihn gründlich für dieselbe auszubilden. Wir waren sehr betrübt über diesen Vorfall, und so aus aller Verbindung mit ihm zu kommen. — Doch nicht lange währte es und er mußte einsehen, daß es bei ihm so nicht fortgehen konnte, und eines Tages kam B. in großer Aufregung, suchte Rath und Hülfe bei meinem Vater und klagte, daß ihm Karl davon gelaufen wäre! Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich, daß er unter großem und innigem Mit-

gefühl weinend ausrief: „er schämt sich meiner!“ Nachdem Karl wieder aufgefunden, bat B. meinen Vater, den Delinquenten in Verwahrung zu nehmen, bis auf weitere Entschließung. So geschah es, daß er einige Wochen auf diese Weise in unserm Haus verweilte; da wurde dem Onkel das Herz schwer, er brachte mehrere Klagen vor, es sei in dem Zimmer Karl's zu kalt gewesen &c. — und nahm ihn wieder zu sich. Er wollte ihn später wieder in's Institut geben, aber trotz unserm Flehen, diesmal blieb unser Vater unerbittlich und nahm ihn nicht mehr. Wir hörten dann, daß B. ihn in ein anderes Institut, dessen Inhaber Blöchlinger hieß, gegeben hatte. — Beethovens Neffe hatte einst bei uns eine Operation zu bestehen, und da konnte man seines Oheims reges Dankgefühl erkennen. In einem seiner Briefe an meinen Vater wird darüber abgehandelt und besonders erwähnte er meine Mutter, die dabei hülfreich und ausdauernd zugegen war. Wenn er, nachdem die Verbindung durch seinen Neffen abgebrochen war, meiner Mutter begegnete, sagte er, indem er ihr so kräftig die Hand schüttelte, daß sie noch lange daran denken mußte, „ich weiß es, ich soll Sie besuchen!“

Umstände und traurige Lebensverhältnisse in unserer Familie brachten uns mit Beethoven so auseinander, daß wir zuletzt gar wenig von ihm hörten. Ich klagte dies nach seinem Tode einem guten Bekannten von ihm, der während seiner letzten Krankheit oft bei ihm war, ich sagte

ihm auch, wie wehe es mir thue, daß wir ihn in seiner Krankheit nicht einmal besucht hätten, da meinte jener Herr aber, das solle mir gar nicht leid thun; denn B. habe während der Zeit eine große Scheu vor weiblichen Besuchen gehabt; so daß er, als er einmal glaubte, es käme eine Dame, sich sehr ängstlich und abwehrend äußerte. Derselbe Herr erzählte mir, daß er in früherer Zeit oft in engerem Zirkel der Aufführung von Musiken von Beethoven beiwohnte, wo auch er zugegen war, da konnte man fortwährend seine Selbstgespräche beobachten, so sagte er einmal: „jetzt kommt der ungerathene Sohn!"

So weit das Tagebuch von Fräulein del Rio. Es folgt eine lakonische Herzensbeichte Beethovens, wohl die einzige aus dieser Zeit und Richtung. Ehe wir sie aber in ihrer Unverständlichkeit hierher setzen, müssen wir etwas zurückgreifen, um nach einer bis heute noch ziemlich dunklen Seite hin ein etwas deutlicheres Bild des Meisters zu gewinnen.

---

2. Beethoven's erotische Seite.

Wenn diejenige Ehefrau, nach einem alten Sprüchwort, die beste ist, von der die Stadt am wenigsten spricht, so mögen in ähnlicher Auffassung diejenigen Herzensneigungen, von denen die Leute am wenigsten erfahren, die edelsten sein.

Beethoven verbarg solche Neigungen mit einer Verschwiegenheit, welche dafür zeugt, wie viel höher sie ihm galten, als Alles, was im Gespräch mit dritten Personen wohl hin und wieder gewendet zu werden pflegt. Er hatte seine oberflächliche Seite, sich an schönen Erscheinungen zu freuen und sich darüber wie ein Verliebter auszulassen; aber auch seine tiefere, wahrhaft zu lieben und dem Edelsten die vollste Empfindung entgegen zu tragen.

Von der ersteren Seite kennen ihn einige seiner Biographen; die andere spricht durch seine Tondichtungen zu uns.

Außer diesen Dollmetschern seiner Stimmungen aber sind noch einige wenige Briefe durch die Gunst des Schicksals oder die Pietät der Empfänger glücklich erhalten worden und dienen uns als Wegweiser bei Beurtheilung seines geheimnißvollen Innern. Eigene Aeußerungen, die wir dem schon benutzten Tagebuch entnehmen, vervollständigen das Bild, und wenn es auch bis jetzt nur Skizze bleiben kann, scheint es doch, daß die Züge der Wahrheit schon näher rücken und mit der Zeit eine vollkommene Aehnlichkeit erreichbar sein wird.

„Beethoven war nie verheirathet und, merkwürdig genug, auch nie in einem Liebesverhältniß.“

So urtheilte gleich nach Beethoven's Tod und zu einer Zeit, wo seine Lebensgeschichte noch sehr im Dunkeln lag, Ritter von Seifried.

Ein späterer Biograph, Dr. Wegeler, der ihm in früher Zeit sehr nahe gestanden hatte, setzt diesem Ausspruch die Versicherung entgegen: „Beethoven war nie ohne eine Liebe und meistens von ihr in hohem Grade ergriffen.“ An einer andern Stelle heißt es, merkwürdiger Weise seien Beethoven's Zuneigungen immer Frauenzimmern höheren Ranges zu Theil geworden.

Vielleicht machte ihm das grade Jean Paul zuwider, weil eine gewisse Aehnlichkeit in diesem Punkt zwischen Beiden ihm einen verzerrten Spiegel vorzuhalten schien.

Ferd. Ries, welcher am wenigsten die Fähigkeit besaß, feineren Gefühlen dieser Art auf den Grund zu blicken, nahm eine selbst-ironisirende Aeußerung Beethoven's für baare Münze, indem er nach dessen Mittheilung behauptet: sieben Monate habe Beethoven einmal eine Liebe festgehalten.

Um über diese, von der Oberfläche der Erscheinung abschöpfende Auffassung einigermaßen in's Reine zu kommen, mag hier Platz finden, was an ähnlichen Aeußerungen hin und wieder in Beethoven's Briefen vorkommt; sie scheinen zu beweisen, wie sehr Beethoven es liebte, mit Phantasiegebilden seine Einsamkeit zu schmücken, und wie ihn bloße Vorstellungen der Einbildungskraft zu wärmerem Pulsiren anregten.

Wir geben hier die Schlußsätze einiger seiner Briefe an

Ries und zwar aus seinen späteren Jahren. Ries hatte eine junge Engländerin geheirathet und Beethoven's Phantasie malte sich nun ihr Bild mit allen Reizen aus, welche nur die Ferne und die fremde Nationalität ihm zu leihen vermochten.

So geht denn kein Brief ohne Grüße an sie ab. 1816 schließt einer: „Alles Schöne an Ihre Frau; leider habe ich keine; ich fand nur eine, die ich wohl nie besitzen werde, bin aber deswegen kein Weiberfeind."

Und bald darauf schließt ein anderer Brief:

„Empfehlen Sie mich Ihrer Frau, so wie allen schönen Engländerinnen, die es freuen kann."

1818 geht er schon weiter:

„Vieles Schöne an Ihre liebe schöne (wie ich höre) Frau."

1818. „Alles Schöne an Ihre Frau!!!"

„von mir!!!!!"

„Ihre Frau werde ich, da ich höre, daß sie schön ist, jetzt blos in Gedanken küssen."

1822. „Nun leben Sie wohl, küssen Sie Ihre schöne Frau, bis ich diese feierliche Handlung in Person selbst begehen kann."

1822. „Alles Schöne an Ihre Frau, bis ich selbst da bin. Geben Sie Acht? Sie glauben mich alt? ich bin ein junger Alter."

1823. „Was Ihren zärtlichen Gegenstand betrifft, so

werden Sie selbst immer an mir eine Art Opposition finden, d. h. eine Opposition gegen Sie und eine Proposition für Ihre Frau."

1823. „Für die Dedication an Ihre Frau durchaus keine andere Belohnung, als einen Kuß, den ich in London zu empfangen habe."

„Bessert sich meine Gesundheit, dann küsse ich Ihre Frau 1824 in London."

Sie besserte sich aber nicht und vier Jahre später war Beethoven nicht mehr unter den Lebenden.

Es geht in Wirklichkeit wohl aus diesem in die Ferne Schwärmen nichts Anderes hervor, als was die Erfahrung über sittlich reine Naturen, die ihr Lebelang sich in Entsagung schulen mußten, aller Orten festgestellt hat. Sie umkleiden Alles mit phantastischem Zauber und erblicken aus der Ferne und der ewigen Jugendlichkeit ihres Standpunktes das ihnen Versagte stets unter den lieblichsten Farben. Aus dem vielbesprochenen Kusse wäre an Ort und Stelle schwerlich mehr als ein Handkuß geworden und auch dazu wäre es vielleicht nicht einmal gekommen, wenn die Wirklichkeit nicht ausnahmsweise der Phantasie sehr nahe gewesen sein sollte.

Wie aber diese brieflichen Ergüsse aufzunehmen sind, so verhält es sich auch mit dem leichtgeweckten Enthusiasmus, in welchen Beethoven, so scheint es und so ist es natürlich, durch die vielen schönen weiblichen Gestalten

der vornehmen Kreise Wiens versetzt wurde, und zwar um so mehr, je flüchtiger und unerreichbarer sie an seinen Blicken vorüberschwanden. Denn ehe Beethoven von seiner Taubheit befallen wurde, war er in den ersten Zirkeln Wiens gern gesehen und wendete auch auf seine äußere Erscheinung eine kurze Zeit lang einige Aufmerksamkeit. Fräulein Eleonore Bräuning, seine Jugendfreundin, bittet er im November 1793, ihm eine neue Seidenhaar-Weste zu stricken; die letzte von ihr sei „unmodisch geworden durch die Mode."

Damals zählte er 22 Jahre.

Was nun ernstere Herzensregungen betrifft, so geht aus Dr. Wegeler's bekanntem Büchlein hervor, daß Beethoven in frühester Zeit für ein junges Mädchen in Köln, Fräulein Jeanette d'Honrath, eine Neigung empfand, daß die Hand dieser Dame aber einem österreichischen Hauptmann zu Theil wurde. Dann habe Beethoven später ein Fräulein v. W. verehrt. Ebenso berichtet Schindler von einem jungen Mädchen, das B. liebte, das aber den mit fester Anstellung ausgerüsteten und nicht tauben Componisten Hummel bevorzugt und geheirathet habe.

In wie weit hier wirkliche Heirathspläne von Seiten Beethoven's vorgelegen haben mögen, sind wir nicht in der Lage zu beurtheilen. Seine stark ausgeprägte Originalität mag ihm schon damals ein derartiges Band als bedenklich

haben erscheinen lassen; andererseits aber waren seine Geldverhältnisse auch häufig schon mißlicher Art, und seine große Gewissenhaftigkeit verhinderte ihn, in diesem Punkte leichtsinnig in den Tag hineinzuhandeln.

Das Bezeichnendste für seine strenge Auffassung weiblicher Sittlichkeit geht aus einer Aeußerung hervor, die er gegen den Vorsteher des öfter besprochenen Pensionats that und die wir nach mündlicher Ueberlieferung hier einschalten.

Man sprach über eheliches Glück, und Beethoven erwiederte, er habe früher ein Mädchen geliebt, aber ihm, eines Freundes wegen, entsagt. „Denken Sie aber," setzte er dann, sich plötzlich ereifernd hinzu, „denken Sie, als ich sie später einmal als Frau gesehen habe, drückte sie mir die Hand! Seitdem verachte ich sie."

Wieder giebt uns ein Briefauszug vom Jahre 1803 (er war 1710 geboren) einen kurzen Einblick in die erotische Seite seines Wesens.

Die Taubheit hatte ihn zwei Jahre schon zu einem „öden, traurigen" Leben verurtheilt. „Ich mußte Misanthrop erscheinen, und bin's doch so wenig" schreibt er. Jetzt aber sei er wieder aufgelebt.

„Diese Veränderung hat ein liebes, zauberisches Mädchen hervorgebracht, das mich liebt und das ich liebe, — es sind seit zwei Jahren wieder einige selige Augenblicke, und es ist das erste Mal, daß ich fühle, daß Heirathen

glücklich machen könnte; leider ist sie nicht von meinem Stande und jetzt könnte ich freilich nicht heirathen; ich muß mich nun noch wacker herumtummeln."

Und fünf Tage später äußert sich die neugewonnene Schwungkraft seines Denkens wie folgt:

„Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen. Ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht!"

Wer mit dieser Zuneigung damals gemeint war, erfahren wir nicht. Wegeler selbst hat es vielleicht nicht errathen. Möglich, daß es jenes Mädchen war, dem er später eines Freundes wegen entsagte.

Fünf Jahre lang folgt nun nach dieser Seite eine bis jetzt unausgefüllte Lücke.

Dann bricht wieder ein Lichtstrahl durch und wir erstaunen über den leidenschaftlich beredten Schwung seiner Empfindung:

„6. Juli Morgens (aus einem ungarischen Bade).

Mein Engel, mein Alles, mein Ich! — Nur wenige Worte heute und zwar mit Bleistift (mit Deinem). Erst bis Morgen ist meine Wohnung sicher bestimmt. Welcher nichtswürdige Zeitvertreib um dergleichen. — Warum dieser tiefe Gram, wo die Nothwendigkeit spricht! Kann unsre Liebe anders bestehen, als durch Aufopferungen? Kannst Du es ändern, daß Du nicht ganz mein, ich nicht ganz Dein bin? Ach Gott, blicke in die schöne Natur und beruhige Dein Gemüth über das Müssende — die

Liebe fordert Alles und ganz mit Recht, so ist es mir mit Dir, Dir mit mir; nur vergissest Du so leicht, daß ich für mich und für Dich leben muß. Wären wir ganz vereinigt, Du würdest dieses Schmerzliche eben so wenig als ich empfinden. Meine Reise war schrecklich. Ich kam erst 4 Uhr gestern hier an, da es an Pferden mangelte. — —

Die Brust ist voll, Dir viel zu sagen. Ach, es giebt Momente, wo ich finde, daß die Sprache noch gar nichts ist! Erheitere Dich, bleib mein treuer, einziger Schatz, mein Alles, wie ich Dir; das Uebrige müssen die Götter schicken, was für uns muß und sein soll.

Dein treuer Ludwig."

„Montags Abends 6. Juli.

Du leidest, Du mein theuerstes Wesen. Eben jetzt nehme ich wahr, daß die Briefe in aller Frühe aufgegeben werden müssen. Du leidest! Ach, wo ich bin, bist Du auch bei mir, mit Dir und mir werde ich machen, daß ich mit Dir leben kann. Welches Leben!!! So!!! ohne Dich. — Verfolgt von der Güte der Menschen hie und da, die ich meine, eben so wenig verdienen zu wollen, als sie wirklich zu verdienen. — Demuth des Menschen gegen Menschen — sie schmerzt mich — und wenn ich mich im Zusammenhang des Universums betrachte, was bin ich und was ist das, den man den Größten nennt? und doch ist

wieder hierin das Göttliche im Menschen. Wie Du mich auch liebst, stärker liebe ich Dich doch — doch nie verberge Dich vor mir. Gute Nacht! Als Badender muß ich schlafen gehen. Ach Gott, so nahe! so weit! Ist es nicht ein wahres Himmelsgebäude unsre Liebe, aber auch so fest, wie die Veste des Himmels!" —

„Guten Morgen am 7. Juli.

Schon im Bette drängen sich die Ideen zu Dir, meine unsterbliche Geliebte, hie und da freudig, dann wieder traurig, vom Schicksal abwartend, ob es uns erhört. Leben kann ich entweder nur ganz mit Dir oder gar nicht; ja ich habe beschlossen, in der Ferne so lange herumzuirren, bis ich in Deine Arme fliegen, mich ganz heimathlich bei Dir nennen, meine Seele von Dir umgeben, in's Reich der Geister schicken kann. Ja, leider muß es sein! Du wirst Dich fassen um so mehr, da Du meine Treue gegen Dich kennst; nie eine Andere kann mein Herz besitzen — nie, nie! — O Gott! warum sich entfernen müssen von dem, was man liebt? — und doch ist mein Leben so wie jetzt ein kümmerliches Leben. Deine Liebe macht mich zum Glücklichsten, zum Unglücklichsten zugleich. In meinen Jahren jetzt bedürfte ich einiger Einförmigkeit, Gleichheit im Leben; kann die bei unsern Verhältnissen bestehen? — Sei ruhig, nur durch ruhiges Beschauen unseres Daseins können wir unseren Zweck zusammen zu leben erreichen. Welche Sehn-

sucht mit Thränen nach Dir, mein Leben, mein Alles! Lebe wohl! O liebe mich fort und verkenne nie das treueste Herz Deines Geliebten

Ludwig".

Später:

„Nur Liebe, ja nur sie vermag Dir ein glückliches Leben zu geben. O Gott! laß mich sie — jene endlich finden, die mich in Tugend bestärkt, die erlaubt mein ist."

Diese Briefe waren, nach Schindler's Mittheilung, an die Gräfin Guicciardi gerichtet, der nämlichen Madamigella Contessa Giulietta, welcher Opus 27 und Opus 1 von Beethoven's Sonaten zugeeignet sind.

Leider ist das Mitgetheilte Alles, was über dies hoffnungslose Liebesverhältniß bekannt geworden ist. Ob nicht die Zeit gekommen ist, wo man auch ohne Entweihung daran gehen darf, die weitere Entwicklung dieses Bündnisses an's Licht zu ziehen? Die Leidenschaften edler Naturen sind ein Feuer, dessen Strahlen auch auf Andere veredelnden Einfluß üben.

Daß Beethoven noch oft in späten Jahren sich nach der Empfängerin obiger Briefe erkundigte und für ihre Schicksale immer theilnehmend blieb, versichert uns Schindler; Beethoven sprach indessen selbst mit älteren Freunden über Herzensangelegenheiten schmerzlicher Art nur in seltenen

Fällen, und dann höchstens andeutungsweise, so daß wir hier den Schleier wieder sinken lassen müssen, bis von anderer Seite dieser bedeutenden Epoche in Beethoven's Leben ihr Recht wird.

In wiefern eine spätere Freundin des Meisters, Gräfin Marie Erdödy, welcher die drei Trios gewidmet sind, seinem Herzen nahe stand, darüber fehlt ebenfalls bis jetzt erwünschtes Licht. Sie errichtete ihrem Freunde einen Tempel mit entsprechender Inschrift in dem Parke eines ihrer ungarischen Schlösser. Vor Jahren brachte die Revue des deux mondes einen hierauf bezüglichen anecdotischen Abriß, für dessen Richtigkeit indessen, bei der etwas überromantischen Behandlung des Gegenstandes, der Nachweis noch zu liefern ist. Irren wir nicht, so wurde die Cis-Moll-, die sogenannte Mondscheinsonate dieser Neigung und ihrem jähen Ende zugeschrieben.

Ganz kürzlich noch wieder tauchte eine Anecdote auf, deren Heldin die junge Fürstin L. (Lichnowsky?) sein sollte und wobei ein französischer Offizier, vor dem sich Beethoven aus patriotischer Schroffheit nicht hören lassen wollte, die Katastrophe, d. h. die Trennung der Liebenden, herbeiführen mußte. Die obige Tagebuchstelle scheint hierher zu gehören.

Wir sehen, daß wegen des Schweigens so Vieler, die da reden könnten, die Sage bereits geschäftig ist, das dunkle

Leben unseres großen Tondichters mit ihrem trüglichen Gewebe zu umspinnen.

Eine spätere Neigung Beethoven's, endlich die letzte, von der man weiß, wird durch die Mittheilungen des mehrerwähnten Tagebuchs bedeutender, als sie bisher erschien, und hier mag denn das einschlagende Material einmal zusammengestellt werden.

Wir meinen Beethoven's Bekanntschaft mit Bettina von Arnim, geb. Brentano.

Sie sahen sich zuletzt im Mai 1810.

Bettina war damals 25 Jahre alt, noch unverheirathet; ihr wunderbares briefliches Verhältniß zu dem 63jährigen Goethe hatte vor 3 Jahren begonnen und der ihrerseits mit vollendeter Hingebung unterhaltene Verkehr mit ihm hatte alle Blüthen und Triebe ihrer dichterischen reizbaren Natur zum vollen Aufbrechen gezeitigt. Mit Gelehrten, Künstlern und Schöngeistern in vielfacher Berührung, mit hohen und höchsten Personen bekannt und ihnen theilweise befreundet, fand ihre Vielseitigkeit aller Orten anregende Beziehungen, steigerte sich die Entwickelungsfähigkeit ihres Wesens in anziehendster Weise. Was Wunder, daß eine solche, plötzlich meteorisch in Beethoven's Einsamkeit hereinbrechende Erscheinung den menschenscheu gewordenen Meister aufrüttelte und wach rief, wie es lange nichts zu thun vermocht hatte! —

Der „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" enthält

über diese Zusammenkunft einen Brief, der heute fast vergessen ist, und welchen wir zu besserem Verständniß jener frisch geknüpften Beziehung hier im Auszug mittheilen.

„Wien, am 28. Mai 1810.

Bettina an Goethe.

Wie ich diesen sah, von dem ich Dir jetzt sprechen will, da vergaß ich der ganzen Welt, — — — — — — — — — —. Es ist Beethoven, von dem ich Dir sprechen will und bei dem ich der Welt und Deiner vergessen habe; ich bin zwar unmündig, aber ich irre darum nicht, wenn ich ausspreche: er schreite weit der Bildung der ganzen Menschheit voran, und ob wir ihn je einholen? — Ich zweifle. Möge er nur leben, bis das gewaltige und erhabene Räthsel, was in seinem Geiste liegt, zu seiner Vollendung herangereift ist, ja möge er sein höchstes Ziel erreichen — — — — — — — — — — — — — — — — —.

Beethoven sagte: Wenn ich die Augen aufschlage, so muß ich seufzen, denn was ich sehe, ist gegen meine Religion und die Welt muß ich verachten, die nicht ahnt, daß Musik höhere Offenbarung ist als alle Weisheit und Philosophie; sie ist der Wein, der zu neuen Erzeugnissen begeistert und ich bin der Bacchus, der für die Menschen diesen herrlichen Wein keltert und sie geistestrunken macht. Wenn sie dann wieder nüchtern sind, dann haben sie Allerlei gefischt, was sie mit auf's Trockne bringen. Keinen Freund hab' ich,

ich muß mit mir allein leben; ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher ist in meiner Kunst wie den Andern; ich gehe ohne Furcht mit ihm und ich hab' ihn jedesmal erkannt und verstanden, mir ist auch gar nicht bange um meine Musik; die kann kein böses Schicksal haben; wem sie sich verständlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit sich die Andern schleppen.

Dies Alles hat mir Beethoven gesagt, als ich ihn zum ersten Male sah — — — — — — — — — — — — — — — — —.

Ich war verwundert, denn man hatte mir gesagt, er sei ganz menschenscheu und lasse sich mit Niemand in ein Gespräch ein. Man fürchtete sich, mich zu ihm zu führen. Ich müßte ihn allein aufsuchen. Er hat 3 Wohnungen, in denen er abwechselnd sich versteckt; eine auf dem Lande, eine in der Stadt, die 3te auf der Bastei. Da fand ich ihn im 3ten Stock; unangemeldet trat ich ein, er saß am Clavier, ich nannte meinen Namen, er war sehr, sehr freundlich und fragte: ob ich ein Lied hören wolle, was er eben componirt habe? Dann sang er scharf und schneidend, daß die Wehmuth auf den Zuhörer zurückwirkte: „Kennst du das Land.“ „Nicht wahr, es ist schön?“ sagte er begeistert; „wunderschön! ich will's noch einmal singen;“ er freute sich über meinen heitern Beifall. „Die meisten Menschen sind gerührt über etwas Gutes, das sind aber keine Künstler-Naturen; Künstler sind feurig, die weinen nicht“ sagte

er. Dann sang er noch ein Lied von Dir, das er auch in diesen Tagen componirt hatte: „Trocknet nicht, Thränen der ewigen Liebe.“ Er begleitete mich nach Hause und unterwegs sprach er eben das viele Schöne über die Kunst; dabei sprach er so laut und blieb auf der Straße stehen, daß Muth dazu gehörte, zuzuhören; er sprach mit großer Leidenschaft und viel zu überraschend, als daß ich nicht auch die Straße vergessen hätte, man war sehr verwundert, ihn mit mir in eine große Gesellschaft, die bei uns zum Diner war, eintreten zu sehen. Nach Tisch setzte er sich unaufgefordert an's Instrument und spielte lang und wunderbar, sein Stolz fermentirte zugleich mit seinem Genie; in solcher Aufregung zeigt sein Geist das Unbegreifliche und seine Finger leisten das Unmögliche. Seitdem kommt er alle Tage oder ich gehe zu ihm, darüber versäume ich Gesellschaften, Gallerien, Theater und sogar den Stephansthurm. Beethoven sagt: „Ach was wollen Sie da sehen? ich werde Sie abholen, wir gehen gegen Abend durch die Allee von Schönbrunn.“ Gestern ging ich mit ihm in einen herrlichen Garten, in voller Blüthe, alle Treibhäuser offen, der Duft war betäubend; Beethoven blieb in der drückenden Sonnenhitze stehen und sagte: „Goethe's Gedichte behaupten nicht allein durch den Inhalt, auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über mich, ich werde gestimmt und aufgeregt durch diese Sprache zum Componiren, die wie durch Geister zu höherer Ordnung sich aufbaut und

das Geheimniß der Harmonien in sich trägt. Da muß ich denn von dem Brennpunkt der Begeisterung die Melodie nach allen Seiten hin ausladen, ich verfolge sie, hole sie mit Leidenschaft wieder ein, ich sehe sie dahin fliehen, in der Masse verschiedener Aufregungen wieder verschwinden, bald erfasse ich sie mit erneuter Leidenschaft, ich kann mich nicht von ihr trennen, ich muß mit raschem Entzücken in allen Modulationen sie vervielfältigen und im letzten Augenblick da triumphire ich über den ersten musikalischen Gedanken; sehen Sie, das ist eine Symphonie. Ja, Musik ist so recht die Vermittelung des geistigen Lebens zum sinnlichen. Ich möchte mit Goethe hierüber sprechen, ob der mich verstehen würde?" u. s. w.

Ich versprach ihm, so gut ich's begreife, Dir Alles zu schreiben. Er führte mich zu einer großen Musikprobe. — — — — — — — — — — — — — —. Gestern Abend schrieb ich noch Alles auf, heute Morgen las ich's ihm vor, er sagt: „Hab ich das gesagt? nun dann hab' ich einen Raptus gehabt;" er las es noch einmal aufmerksam und strich das oben aus und schrieb zwischen die Zeilen, denn es ist ihm drum zu thun, daß du ihn verstehest."

Soweit Bettina.

Ob Beethoven sich grade so ausgesprochen hat, kommt im Grunde wenig in Betracht; im regen Wechselgespräch ereignet sich's wohl, daß der phantastische Flug des Einen den Andern mit sich fortreißt und daß hinterdrein die

Grenzen der beiderseitigen Reden nicht mehr zu sondern sind; Vieles auch gewinnt durch die Sprache, in die es die Individualität des Schreibenden kleidet, einen fremdartigen Anstrich. Etwas Aehnliches mußte jedenfalls bei einem Zusammentreffen dieser beiden originellen Naturen zu Tage kommen.

Es folgten dann die drei Briefe Beethoven's an Bettina, deren einer, derjenige vom 10. Februar 1811, sich noch gegenwärtig in den Händen des Herrn Doctor Nathusius in Quedlinburg befindet.

Beethoven schreibt:

„11. August 1810.

Theuerste Freundin!

Kein schönerer Frühling als der heurige, das sage ich und fühle es auch, weil ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe. Sie haben es wohl selbst gesehen, daß ich in der Gesellschaft bin wie ein Fisch auf den Sand, der wälzt sich und wälzt sich und kann nicht fort, bis eine wohlwollende Galathee ihn wieder in das gewaltige Meer hineinschafft; ja, ich war recht auf dem Trocknen, liebste Freundin, ich ward von Ihnen überrascht in einem Augenblick, wo der Mißmuth ganz meiner Meister war; aber wahrlich er verschwand mit Ihrem Anblick, ich hab es gleich weg gehabt, daß Sie aus einer andern Welt sind, als aus dieser absurden, der man mit dem besten Willen die Ohren nicht aufthun kann. Ich bin ein elender Mensch und beklag mich über

die andern! Das verzeihen Sie mir wohl, mit Ihrem guten Herzen, das aus Ihren Augen sieht und mit Ihrem Verstand, der in Ihren Ohren liegt — zum wenigsten verstehen Ihre Ohren zu schmeicheln, wenn sie zuhören. Meine Ohren sind leider eine Scheidewand, durch die ich keine freundliche Communication mit den Menschen leicht haben kann. Sonst! vielleicht! hätte ich mehr Zutrauen gefaßt zu Ihnen; so konnt ich nur den großen gescheuten Blick Ihrer Augen verstehen und der hat mir zugesetzt, daß ich's nimmer vergessen werde. — Liebe Freundin, liebstes Mädchen! — Die Kunst! wer versteht die! — Mit wem kann man sich bereden über diese Göttin — — — — wie lieb sind mir die wenigen Tage, wo wir zusammen schwatzten, oder vielmehr correspondirten, ich habe die kleinen Zettel alle aufbewahrt, auf denen Ihre geistreichen, lieben, liebsten Antworten stehen, so habe ich meinen schlechten Ohren doch zu verdanken, daß der beste Theil dieser flüchtigen Gespräche aufgeschrieben ist. Seit Sie weg sind, habe ich verdrießliche Stunden gehabt, Schattenstunden, in denen man nichts thun kann; ich bin wohl an drei Stunden in der Schönbrunner Allee herumgelaufen, als Sie weg waren, aber kein Engel ist mir da begegnet, der mich gepackt hätte, wie „Du, Engel!“

Verzeihen Sie, liebste Freundin, diese Abweichung von der Tonart, solche Intervalle muß ich haben, um meinem Herzen Luft zu machen. Und an Goethe haben Sie von

mir geschrieben, nicht wahr? daß ich meinen Kopf möchte in einen Sack stecken, wo ich nichts höre und nichts sehe von Allem, was in der Welt vorgeht, weil Du liebster Engel mir doch nicht darin begegnen wirst, aber einen Brief werd' ich doch von Ihnen erhalten, die Hoffnung nährt mich, sie nährt ja die halbe Welt und ich hab' sie mein Lebtag zur Nachbarin gehabt, was wäre sonst mit mir geworden! Ich schicke hier mit eigner Hand geschrieben, „Kennst Du das Land", als eine Erinnerung an die Stunde, wo ich Sie kennen lernte, ich schicke auch das andere, was ich componirt habe, seit ich Abschied von Dir genommen habe, liebstes, liebstes Herz! —

Herz, mein Herz, was soll das geben,
Was bedränget Dich so sehr,
Welch' ein fremdes, neues Leben?
Ich erkenne Dich nicht mehr.

Ja, liebste Freundin, antworten Sie mir hierauf, schreiben Sie mir, was es geben soll mit mir, seit mein Herz solch' ein Rebeller geworden ist. Schreiben Sie Ihrem treuesten Freund

Beethoven.

Den folgenden Brief geben wir nach der schon erwähnten Abschrift:

Wien, am 10. Februar 1811.

Liebe, liebe Bettine!

Ich habe schon zwei Briefe von ihnen, und sehe aus ihrem Briefe an die Toni, daß sie sich meiner und zwar

viel zu vortheilhaft erinnern — ihren ersten Brief hab' ich den gantzen Sommer mit mir herumgetragen, und er hat mich oft seelig gemacht, wenn ich ihnen auch nicht so oft schreibe und sie gar nichts von mir sehen, so schreibe ich ihnen doch 1000 mal tausend Briefe in Gedanken — wie sie sich in Berlin in Ansehung des Weltgeschmeißes finden, könnte ich mir denken, wenn ich's nicht von ihnen gelesen hätte, reden, schwätzen über Kunst, ohne Thaten!!! Die beste Zeichnung hierüber findet sich in Schiller's Gedicht, „die Flüsse", wo die Spree spricht — sie heirathen, liebe Bettine, oder es ist schon geschehen, und ich habe sie nicht einmal zuvor noch sehen können; so ströme denn alles Glück ihnen und ihrem Gatten zu, womit die Ehe die ehelichen segnet.

Was soll ich ihnen von mir sagen? - „Bedau're mein Geschick", rufe ich mit der Johanna aus, rette ich mir noch einige Lebensjahre, so will (ich) auch dafür, wie für alles Uebrige Wohl und Wehe dem alles in sich fassenden dem Höchsten danken. — An Goethe, wenn sie ihm von mir schreiben, suchen sie alle die Worte aus, die ihm meine innigste Verehrung und Bewunderung ausdrücken, ich bin eben im Begrif, ihm selbst zu schreiben wegen Egmont, wozu ich die Musik gesezt, und zwar bloß aus bloßer Liebe zu seinen Dichtungen, die mich glücklich machen; wer kann aber auch einem großen Dichter genug danken, dem Kostbarsten Kleinod einer Nation? — Nun nichts mehr, liebe

gute Bettine, ich komme diesen Morgen um 4 Uhr erst von einem Bachanal, wo ich sogar viel lachen mußte, um heute beinahe ebenso viel zu weinen, rauschende Freude treibt mich oft gewaltthätig in mich selbst zurück. Wegen Clemens, vielen Dank für sein entgegenkommen, was die Cantate — so ist der Gegenstand für unß hier nicht wichtig genug, ein anderes ist in Berlin, — was die Zuneigung, so hat die Schwester davon eine so große portion, daß dem Bruder nicht viel übrig bleiben wird; ist ihm auch damit gedient? Nun leb' wohl, liebe Bettina, ich küsse Dich (hier ist im Original ein durchstrichenes, unleserliches Wort; im Abdrucke steht: so mit Schmerzen) auf deine Stirn und drücke damit wie mit einem Siegel alle meine Gedanken für dich auf. Schreiben sie Bald, bald, oft ihrem Freunde

Beethoven.

Diesen zwei Briefen folgt ein letztes Schreiben ohne Datum. Es wird indessen vom Herbst 1812 zu datiren sein. Um diese Zeit machte Beethoven in Töplitz auf Bettina's Veranlassung die Bekanntschaft Goethe's, wie aus Schindler's Notizen hervorgeht.

Liebste, gute Freundin!

Könige und Fürsten können wohl Hofschranzen machen und Geheimräthe, und Titel und Ordensbänder umhängen, aber große Menschen können sie nicht machen, Geister, die

über das Weltgeschmeiß hervorragen, das müssen sie wohl bleiben lassen zu machen, und damit muß man sie in Respect halten; wenn so zwei zusammenkommen, wie ich und der Goethe, da müssen diese großen Herren merken, was bei unser einem als Groß gelten kann. Wir begegneten gestern auf dem Heimwege der ganzen kaiserlichen Familie, wir sahen sie von Weitem kommen, und der Goethe machte sich von meinem Arm los, um sich an die Seite zu stellen, ich mochte sagen, was ich wollte, ich konnte ihn keinen Schritt weiter bringen; ich drückte meinen Hut auf den Kopf und knöpfte meinen Ueberrock zu und ging mit untergeschlagenen Armen mitten durch den dicksten Haufen. Fürsten und Schranzen haben Spalier gemacht, der Herzog Rudolph hat (vor) mir den Hut abgezogen, die Frau Kaiserin hat gegrüßt zuerst. — Die Herrschaften kennen mich. — Ich sah zu meinem wahren Spaß die Procession an Goethe vorbeidefiliren. Er stand mit abgezogenem Hut tief gebückt auf der Seite. Dann hab' ich ihm noch den Kopf gewaschen, ich gab kein Pardon und hab' ihm alle seine Sünden vorgeworfen, am meisten die gegen Sie, liebste Freundin, wir hatten gerade von Ihnen gesprochen. Gott! hätte ich eine solche Zeit mit Ihnen haben können, wie der, das glauben Sie mir, ich hätte noch viel mehr Großes hervorgebracht. Ein Musiker ist auch Dichter, er kann sich auch durch ein paar Augen plötzlich in eine schönere Welt versetzt fühlen, wo größere Geister sich mit ihm einen

Spaß machen. Was kam mir nicht Alles in Sinn, wie ich Sie kennen lernte, auf der kleinen Sternwarte, während dem herrlichen Mairegen, der war ganz fruchtbar auch für mich. Die schönsten Thema's schlüpften damals aus Ihren Blicken in mein Herz, die einst die Welt noch entzücken sollen, wenn der Beethoven nicht mehr dirigirt. Schenkt mir Gott noch ein paar Jahre, dann muß ich Dich wiedersehen, liebste, liebe Freundin, so verlangt's die Stimme, die immer Recht behält in mir; Geister können einander auch lieben, ich werde immer um den Ihrigen werben, Ihr Beifall ist mir am liebsten in der ganzen Welt. Dem Goethe habe ich meine Meinung gesagt, wie der Beifall auf unser Einen wirkt, und daß man von Seinesgleichen mit dem Verstand gehört sein will, Rührung paßt nur für Frauenzimmer (verzeih mir's), dem Manne muß Musik Feuer aus dem Geiste schlagen. Ach, liebstes Kind, wie lange ist es schon her, daß wir einerlei Meinung sind über Alles! Nichts ist gut, als eine gute, schöne Seele haben, die man in Allem erkennt, vor der man sich nicht zu verstecken braucht. Man muß was sein, wenn man was scheinen will. Die Welt muß einen erkennen, sie ist nicht immer ungerecht, daran ist mir zwar nichts gelegen, weil ich ein höheres Ziel habe. — In Wien hoffe ich einen Brief von Ihnen, schreiben Sie bald, bald und recht viel, in acht Tagen bin ich dort. Der Hof geht

morgen, heute spielen sie noch einmal, Er*) hát der Kaiserin die Rolle einstudirt, sein Herzog und er wollten, ich soll was von meiner Musik aufführen, ich hab's Beiden abgeschlagen, sie sind Beide verliebt in chinesich Porzellan, da ist Nachsicht von Nöthen, weil der Verstand die Oberhand verloren hat; aber ich spiel' zu ihren Verkehrtheiten nicht auf, absurdes Zeug mag ich nicht auf gemeine Kosten mit Fürstlichkeiten, die nie aus der Art Schulden kommen.

Adieu, adieu, Beste, Dein letzter Brief lag eine ganze Nacht auf meinem Herzen und erquickte mich da. Musikanten erlauben sich Alles.

Gott, wie lieb' ich Sie. Dein Freund und tauber Bruder

Beethoven.

Aus dem vorletzten Briefe Beethovens haben wir schon ersehen, daß Bettina Brentano im nämlichen Jahre heirathete, in welchem sie Beethoven's Bekanntschaft machte. In der That würde man sehr irren, wollte man ihre Bewunderung und ihr lebhaftes Interesse für ihn nach dem gewöhnlichen Maßstabe messen und eine Herzensneigung voraussetzen, die mit einer ehelichen Verbindung ihren richtigen Abschluß fände.

Wenn Bettina einmal sagt: „Was Du schön findest das mußt Du lieben, sonst bist Du Dir selbst untreu" und wenn Goethe ihren begeisterten Zurufen das Wort ent-

*) Goethe.

gegensetzt: „Wer vermag bei wachenden Sinnen zu glauben an den Reichthum Deiner Liebe, den man als Traum aufzunehmen wohl am Besten thut“ — so scheint in beiden Aussprüchen Wahn und Wesen dieser Stimmungen auf's Deutlichste umgränzt.

Uebrigens giebt es außer jenen drei Briefen, welche Beethoven's Gefühle für die schöne Schwester Clemens Brentano's aussprechen, noch ein Sonett von ihm. Es ist der Hochzeitsgruß Beethoven's an die verlobte Freundin. Wenige Monate vor Bettina's Tode wurde uns die wehmüthige Freude zu Theil, in Töplitz, wo sie Heilung suchte, jenes Gedicht von ihr mitgetheilt zu empfangen. Sie hatte es um es uns im Original zeigen zu können, von dem Concertmeister Herrn Joachim in Hannover zurückentlehnt, und seitdem befindet es sich wieder in diesen des interessanten Schriftstückes so würdigen Händen. Durch die Gefälligkeit des Herrn Joachim sind wir in der Lage, es hier zum ersten Male nach dem in diesem Augenblicke vor uns liegenden Original zu veröffentlichen.

Beethoven war zu jener Zeit vierzig Jahre alt; seit zehn Jahren kämpfte er, unter dem Drucke der zunehmenden Taubheit, mit Schwermuth und Verstimmungen, die ihn zuweilen bis zu dem Gedanken trieben, seinem Elende selbst ein rasches Ende zu machen. Acht Jahre waren verflossen, seit Beethoven jenes wehmüthig düstere Testament verfaßte, das durch sein Vorhandensein in so früher Zeit

Der Gattin.

In tiefer Demuth will ich gratuliren,
Sich neigend vor dem Hauch der Zeit [illegible],
Wenn die Gedanken auch in weiter Ferne schweben,
Muß ich sie doch [illegible] Wege führen;
Will ich nicht das Schicksal [illegible],
So wird [illegible] dannoch mich erschrecken;
Gewiß ist längst mein [illegible] [illegible],
Der [illegible] Quelle [illegible] streckt im tiefen [illegible].

Doch was mein ich und bin elender,
Doch bist du, und doch [illegible] dein Leben,
Schuldlos [illegible] Zukunft [illegible] [illegible].
Du, [illegible] Trost sollst mir zum Leben geben,
Der Hütten Huld; ~~[illegible]~~ daß ich dich glücklich ~~[illegible]~~ seh
Und ferner ist mein [illegible] Liebe wahr.

schon beweist, wie wenig er vor einer plötzlichen Selbsthülfe in schwerer Stunde sich gesichert glaubte. Aber wenige Tage noch vor seiner Bekanntschaft mit Bettina spukte das alte Schreckensgespenst in ihm umher und er schrieb an seinen Freund Dr. Wegeler (10. Mai 1810): „Hätte ich nicht irgendwo gelesen, der Mensch dürfte nicht freiwillig scheiden aus seinem Leben, so lange er noch eine gute That verrichten kann, längst wäre ich nicht mehr — und zwar durch mich selbst."

Erinnert man sich des ersten schwunghaften Briefs, welchen Beethoven im nämlichen Jahre 1810 an Bettina schrieb, so darf man die Wiederbelebung seines Genius wohl mit Recht dem Einflusse ihrer jugendlichen, Alles elektrisirenden Erscheinung zuschreiben. Sein Muth war gebrochen und er war in seiner Abgeschiedenheit im schlimmsten Sinne des Wortes vereinsamt; da trat ihm plötzlich, wie aus einer Wolke, ein Wesen entgegen, das ihm weder Zeit zum Ablehnen, noch zum Besinnen ließ und das ihm in dem berauschenden Gefäße weiblicher Schönheit und Anmuth eine Huldigung darbrachte, wie sie nur die überschäumende Begeisterung zu bieten vermag. Mit einem Zauberschlage war der Meister verjüngt, und — der Reichthum seiner nächstfolgenden Tonschöpfungen bezeugt's — die halbversiegte Quelle seiner Harmonien sprudelte noch einmal in ungeahnter Kraft und Fülle empor. Den

Katalog seiner Werke bereicherten die Jahre 1810, 11 und 12 um mehr als hundert Nummern.

Und nun wir die verblaßten Farben dieses anziehenden Bildes aus Beethoven's Leben wieder aufgefrischt haben, gehen wir ein paar Schritte weiter und forschen den letzten Schwingungen des so mächtig angeschlagenen Tones nach.

Die Notizen, über welche wir verfügen, sind 6 Jahre späteren Datums als jene Wendung in des Meisters Gefühlsleben, also vom Jahre 1816.

Es war im September. Beethoven wohnte in Baden bei Wien, wohin er den Pensionsvorsteher sammt dessen beiden Töchtern eingeladen hatte. Sie kamen etwas spät und schienen nicht mehr erwartet zu werden, wenigstens war Beethoven tief im Arbeiten begriffen, und konnte seiner Zerstreutheit erst nach und nach Herr werden. Er übernahm indessen sogleich mit guter Laune die Führung der Gesellschaft, zeigte ihnen seine Lieblingspuncte auf den umliegenden Höhen und ermüdete seine Gäste durch Umherklettern auf unwegsamen Pfaden. Dann führte er sie in ein Gasthaus (in Helena, wenn wir recht lesen). „Beim Mittagsmahl war er froh", heißt es im Tagebuche, „und seine Muse umschwebte ihn."

Er holte denn auch öfter sein Notizbüchlein hervor und schrieb. „Mein Spaziergang mit Ihnen", sagte er, „hat mir Noten genommen, doch auch wieder eingetragen."

Nach beendigter Tafel ward die Schreiberin durch die Genauigkeit unangenehm berührt, mit welcher er des Kellners Rechnung prüfte. Sein Humor brach aber bald von Neuem durch. Er stellte Alles, was er von Stühlen erwischen konnte, auf die große Wirthstafel, und war kindisch vergnügt bei dem Gedanken an das verwunderte Gesicht, das der Kellner beim Hereintreten machen würde.

Nun wurde wieder die Umgegend durchstreift, und in später Stunde der Heimweg — nicht nach Wien, sondern nach des Einsiedlers Wohnung eingeschlagen. Walter Scott's schwarzer Ritter mochte indessen nicht mehr Noth gehabt haben, bei dem lustigen Mönche des heiligen Dunstan ein geziemendes Nachtlager zu erhalten, als hier unsere Wiener Schönen. Zwar hatte Beethoven seinem Diener den Auftrag gegeben, alles Nöthige vorzurichten. Dieser Leporello sollte aber Tags darauf den Dienst verlassen, und benutzte gern die Gelegenheit, seinem Herrn einen Streich zu spielen. So fand man denn, außer umher liegenden Partituren und Manuscripten aller Art, nichts, worauf die ermüdeten Glieder Rast halten konnten. Beethoven war außer sich. Endlich wurde aus dem Gasthause das Nöthigste herbeigeschafft. Er selbst holte eine Bettdecke nach der andern aus den Häusern der Nachbarn, obschon bei seiner sonstigen Einsylbigkeit schwerlich ein näheres Verhältniß zwischen ihnen und dem sonderbaren Hagestolz bestehen mochte.

Nach manchem solchen Gange waren die beiden Mädchen zuletzt nothdürftig in seinem Arbeitszimmer untergebracht. „Fluchen Sie mir nur nicht, wenn Ihnen etwas fehlt!" rief er zur Thür hinein, als er sich mit dem Vater in's Nebengemach zurückzog und die ungewohnte Benutzung seines Musensitzes mit einem Gemisch von Heiterkeit und Schalkhaftigkeit noch einmal überblickte.

Aber die beiden Schönen waren vom Fluchen weit entfernt. Unter den Heiligthümern, welche sie umgaben, ungestört verweilen zu dürfen, war in der That eine Vergünstigung, die Wenigen vor ihnen zu Theil geworden sein mochte.

Der Flügel stand offen. Auf dem Tisch lag eine halb vollendete Symphonie; ob auch die zwei Isis-Tempel-Inschriften: „Ich bin, was da ist" u. s. w., wie sie vor ihm zu stehen pflegten, finden wir nicht erwähnt. Dagegen war eine Menge beschriebener Zettel umhergestreut; einige mit kurzen Ausrufen, andere mit Sprüchwörtern.

Was aber die Aufmerksamkeit der Mädchen besonders fesselte, waren tagebuchartige Aufzeichnungen; hier fanden sie Tags-Ausgaben, Ereignisse und Gefühls-Ausbrüche bunt durcheinander gemischt. Aus einigen der letztern ging hervor, was Beiden unbekannt und um so unwiderstehlicher anziehend war, daß Beethoven im Geiste mit einer „entfernten Geliebten" verkehrte. Das gleichlautende Lied war nur wenige Monate früher erschienen.

Auf einem der Blätter jenes Tagebuchs war eines

Sonnenunterganges erwähnt, den der Vereinsamte „fern von Dir Geliebte“ genossen hatte; andere Blätter ließen auf ähnliches, unbefriedigtes Sehnen schließen.

„Wir machten die schmerzliche Entdeckung“, schreibt die eine der Schwestern, „er müsse oft sehr, sehr unglücklich sein. Dabei aber entzückte uns dieser kindliche Glaube, dieser hohe Sinn, der so fest am Göttlichen hängt. Es war unrecht, daß wir Beethoven's Geheimnissen nachforschten, aber mindestens wurde durch unsere Blicke nichts entweiht.“

So lasen sie zwischen Entzücken, Rührung, wohl auch Neugier, bis tief in die Nacht hinein, immer durch das Gefühl, ein Unrecht zu begehen, abgezogen und doch unwiderstehlich festgehalten — so heißt es — durch ihre Theilnahme an den Schicksalen des räthselhaften Unglücklichen.

Am Morgen weckte sie ein seltsames Geräusch. Ein Handgemenge schien unmittelbar vor ihrer Thüre im besten Gange. Dann dröhnte die Wand, als werde Jemand mit Gewalt gegen sie geworfen.

„Beethoven“, heißt es im Tagebuche, „kam uns zum Frühstück nach, erzählte den Vorfall mit dem Bedienten, entschuldigte seine Heftigkeit und warnte den Knaben (seinen Neffen), es nicht so zu machen, wie sein Onkel.“

Wie es der Onkel aber gemacht hatte, tragen wir nach mündlicher Ueberlieferung nach. Dem Diener war auf Beethoven's Vorwürfe in Betreff der gestrigen Versäum-

niß eine ungebührliche Antwort entschlüpft; Beethoven hatte ihm dafür eine Maulschelle gegeben, der Diener sich zur Wehr gesetzt, worauf dieser von Beethoven unsanft gegen die Wand geschleudert worden war. Einige Nagelspuren in des Meisters Gesicht bewiesen, daß seine überlegene Kraft ihn nicht vor den Griffen des Untergebenen zu schützen vermochte.

Auf dem Spaziergange nach dem Frühstück kam das Ereigniß insoweit nochmals zur Sprache, als der Pensionsvorsteher, auf die Rohheit der Umgebung Beethoven's hindeutend, die Meinung hinwarf, eine liebende Gattin und solcher Art ein geregelter Hausstand würden Manches aus dem Wege räumen, was seinem freien Schaffen jetzt hinderlich entgegenstände.

Die Schwestern folgten den beiden Männern in kurzer Entfernung und es läßt sich begreifen, daß sie die Ohren spitzten.

Wir geben hier wörtlich, was die eine der ersteren darüber aufzeichnete:

„Mein Vater fragte ihn, ob er denn Niemand kenne &c.; ich hörte mit gespanntester Aufmerksamkeit in einiger Entfernung zu und erfuhr, daß er unglücklich liebe. Seit fünf Jahren hatte er eine Person kennen gelernt, welcher sich näher zu verbinden er für das höchste Glück seines Lebens gehalten hatte. Es sei nicht daran zu denken, fast Unmöglichkeit, eine Chimäre. „„Dennoch ist es jetzt noch

wie an dem ersten Tage. Ich hab's noch nicht aus dem Gemüthe bringen können."" Nun waren mir jene Worte auf dem Fleckchen Papier erklärt."

Beethoven ging augenscheinlich aus seiner gewöhnlichen Verschlossenheit hier einmal weiter heraus, als seine Absicht war, denn Alles, was er hinzufügte, beschränkte sich schon wieder auf die in seinem Munde freilich schwer wiegenden Worte:

„Diese Harmonie habe ich noch nicht wieder gefunden."

Seit jener Zeit kamen keine anspielenden Fragen mehr vor. Man ehrte Beethoven's Schweigen und hütete sich, an einen Gegenstand zu streifen, der so tief in seiner Brust vergraben lag, daß seine täglich mit ihm verkehrenden Bekannten davon keine Ahnung hatten.

Die Schwestern, deren eine jene Notizen unter einer Menge sonstiger Tageserlebnisse niederschrieb, haben sich seit Langem aus den Kreisen der Hauptstadt zurückgezogen und sind allen biographischen Ermittelungen über den berühmten ehemaligen Hausfreund so fremd geblieben, daß ihnen, als wir zuerst auf diesen Gegenstand zu sprechen kamen, kaum der Name Bettina's bekannt war. Um so minder konnten diese vergilbten Tagebuchblätter durch Voraussetzungen oder selbstständige Beziehungs-Verknüpfungen beeinflußt werden. Wer übrigens das vortreffliche Laubbad auf Steinerhof bei Kapfenberg in Ober-

Steier einmal zu seiner Erholung aufzusuchen veranlaßt war, wird dort an Ort und Stelle in den nächsten Verwandten des vielgepriesenen Arztes die freundliche „Aebtissin“ selbst und ihre stattliche Schwester zu eigner großer Befriedigung kennen gelernt haben.

Es wird kaum nöthig sein, noch darauf hinzuweisen, daß, wenn Beethoven's erster Brief an Bettina eine zur Zeit dieses Bekenntnisses sechsjährige Bekanntschaft beweist, der letzte Brief an sie von 1812 datirte, also vor damals vier Jahren geschrieben war, so daß Beethoven's Aeußerung sich wohl einzig und allein auf Bettina beziehen kann.

„Ach liebes Kind“, schrieb er 1812, „wie lange ist es schon her, daß wir einerlei Meinung sind über Alles!“ Es ist eine Umschreibung des nämlichen Gedankens, wenn er seine oben mitgetheilten Herzenseinblicke mit den Worten zusammenfaßt: „Diese Harmonie habe ich noch nicht wieder gefunden.“

Ein einziges Mal findet sich in Beethoven's Briefen an Ries eine Andeutung, welche hierher gehören dürfte, und zwar stammt sie aus der nämlichen Zeit, von 1816. Der Gedanke an die glückliche Ehe seines vormaligen Schülers mochte ihm einmal schmerzlich vor die Seele geführt haben, wie Vieles ihm fehlte. „Ich fand“ schreibt er „nur Eine, die ich aber wohl nie besitzen werde.“

Wir haben geflissentlich bei dieser ganzen Zusammen-

stellung die Zweifel nicht berührt, welche durch den bekannten „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" auch hier nach mancher Seite hin gerechtfertigt erscheinen mögen. Unsere Mittheilungen ergänzen, wie man gesehen hat, das bereits Vorhandene. So lange derartige Funde nun jene anderweitigen Ueberlieferungen vervollständigen und nicht entkräften, darf das Mißtrauen billiger Weise der Freude und der Befriedigung das Wort abtreten. Denn endlich — wie wohl thut es doch, nach manchem Fragezeichen des Zweifels, auch einmal unbefangen vertrauen und genießen zu dürfen!

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient.

Duboc, Charles Edouard,

Wander-Studien Italien, Griechenland und daheim

Bd.: 2

1861